DS
106
B85

UC-NRLF
B 3 158 154

Erfahrungen eines Hadschi

Von

E. Budde

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1888

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Erfahrungen eines Hadschi

Erfahrungen eines Hadschi

UNIV. OF CALIFORNIA

Von

E. Budde

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1888

DS106
B85

Das Recht der Überſetzung bleibt vorbehalten.

M. N. W.

UNIV. OF ILLINOIS

I

Nach Beirut und Jaffa.

13./14. März 1885

Seien wir gründlich und ſagen wir zuerſt, was ein Hadſchi iſt. Quid sit episcopus, das wußte ſogar der ſelige Hieronymus Jobs anzugeben, aber quid esse possit hadschdschisius, das wiſſen genau nur wenige Leute, und auch ich habe es nur mit einiger Mühe erfahren, ſodaß ich mir nicht verſagen möchte, dieſe nützliche Kenntnis weiter zu verbreiten.

Das Wort Hadſchdſchi oder, wie man gewöhnlich, wenn auch nicht ganz richtig, ſchreibt, Hadſchi, bedeutet einen Pilger, und zwar ganz im beſondern einen ſolchen, der zum Mittelpunkte der ihn auszeichnenden Genoſſenſchaft gewallfahrtet iſt. Solcher Mittelpunkte giebt es aber drei, Mekka für Muhammedaner, Jeruſalem für Chriſten und Juden im allgemeinen und außerdem noch Kos für eine beſondre Klaſſe von Leuten. In Kos ſtand nämlich im Altertum ein Heiligtum des Äskulap, und ſeltſamerweiſe hat ſich die Überlieferung von den Wallfahrten nach dieſem Punkte unter den Ärzten des Orients erhalten,

809100

gilt aber nicht für sie selbst, sondern für ihre Söhne. Den Hadschititel führen 1. Muhammedaner, die in Mekka, 2. Christen und Juden, die in Jerusalem, 3. Söhne von Ärzten, die in Kos gewesen sind.

In der Hauptstadt Konstantinopel ist die Achtung vor religiösen Auszeichnungen sehr gesunken; selbst der grüne Turban, ehemals das weltbekannte Abzeichen, welches den Nachkommen des Propheten ausschließlich eigen war, wird profanirt; heutzutage bedeutet er in der Mehrzahl der Fälle nur, daß sein Eigentümer das Waschgeld ersparen will, welches erforderlich ist, um einen weißen Turban im Zustande der Reinlichkeit zu erhalten — aus dem Hadschititel macht man sich in den „bessern" Kreisen durchaus nichts mehr. Aber auf dem Lande steht er noch in großem Wert, und der Besitzer trägt ihn mit Würde. Meine Reisegefährten im Zwischendeck reden einander jetzt schon mit „Hadschi Effendi" an und erinnern mich damit lebhaft an das famose Ministerium der Nullen unter Mac Mahon, dessen Mitglieder einander in den Sitzungen „votre Excellence" titulirten. Im Grunde ist es in der Ordnung, daß der „Hadschi" der Küstenländer an Wert verloren hat, seit man ihn per Dampfer erwirbt; früher, als die Karawanen auf ihrem gefahrvollen Wege über ein Viertel ihres Bestandes an Mensch und Tier verloren, da war es eine andre Sache, und es ist noch so für die Islamiten, die aus dem Innern Asiens kommen. Die müssen sich in Staub und Durst durch Wüsten und Beduinen durchschlagen; unsre Kollegen zu Schiff kämpfen höchstens mit — Erbrechen.

Solch eine Fahrt im Orient würfelt einen immer mit allerlei Leuten zusammen. Da sind zunächst die unvermeidlichen Engländer, Cooks tickets, of course, bewaffnet

mit der dickſten Bibel, die zu haben war, und Tagebuch führend. Ich habe immer einen ſtillen Reſpekt gehabt vor Leuten, die ein Tagebuch führen. In meinen jungen Jahren, da ich noch Stolberg las, habe ich wohl auch verſucht, das zu thun; es gelang mir aber nie. Alle Ereigniſſe teilten ſich ohne mein Zuthun in zwei Klaſſen, intereſſante und unintereſſante. Die erſtern behielt ich von ſelbſt im Gedächtnis, und die andern waren mir zu langweilig zum Aufſchreiben; ſo kam ich nie über die erſten drei Zeilen hinaus und gab den Verſuch entmutigt auf. Mein großohriger Reverend aber und ſeine Begleiter ſind 36 Stunden lang über blaues Waſſer gefahren, haben nichts zu ſehen bekommen als ein Dutzend Möven und eine öde Inſel (im Dunkeln) und ſchreiben ſechs Seiten Tagebuch — ich frage mich verwundert, aber hochachtungsvoll, was darinnen ſtehen mag.

Dann ſind da die Agenten der Tabakmonopol-Geſellſchaft; deren reiſen jetzt wenigſtens drei auf jedem Boot, welches nach orientaliſchen Häfen geht.

Dann der Viehhändler mit ſeinen Ochſen, die im Schiffsraume gemütlich ihr Heu kauen; dann der türkiſche Major, der meiſt auf der Treppe zwiſchen Hinterdeck und Zwiſchendeck wohnt — man denke ſich nur keinen epaulettirten preußiſchen Offizier, ſondern einen gutmütigen, armen Mann in lottrigem Soldatenmantel, der ſein kleines Mädchen zärtlich auf dem Arme trägt und ſich freut, wenn man dem runden Türkenkinde einen Apfel ſchenkt; endlich im Zwiſchendeck ein halbes Dutzend Türkenweiber und ein ganzes Dutzend Türken oder Griechen, die unter großer Teilnahme der Galerie Karten ſpielen. Die Türkenweiber ſind eine läſtigere Ladung; ſie müſſen einen Harem, einen

abgesonderten, bedeckten Ort für sich haben. Zu dem Zwecke wird ein Gang, der rund um das Hinterdeck läuft, mit Segeltuch abgesperrt; dort lassen sie sich nieder, liegen herum, kochen Kaffee, waschen, werden seekrank, kämmen sich u. s. w., und wir haben in unsern Kabinen, deren Fenster auf den Gang gehen, das Vergnügen der Nachbarschaft. Selbiges ist nicht ganz ohne Bedenken. Mir klingt noch das große Wort im Ohr, das ein alter Pascha seinem europäischen Freunde gegenüber aussprach: „Setze dich nicht so nahe an die Damen, mein Lieber." Warum nicht, Exzellenz, ich thue ihnen ja nichts zu leide! „Einerlei, es ist nicht gut, so nahe bei ihnen zu sitzen." Weshalb denn nicht? fragt der andre verwundert. Da sagte der alte Herr gelassen: Bitsis Kary olurmu? „Giebt es denn ein Frauenzimmer, das keine Läuse hat?" Der Pascha hatte Erfahrung, er mußte es wissen!

So war unsre Gesellschaft beschaffen, bis wir gen Cypern kamen. Dort aber wurden dreißig Ochsen aus- und dreihundert Pilger eingeladen. Ersteres eine nicht unmerkwürdige Prozedur: der Ochs wird unter den Krahnen geführt, ein Strick um die Hörner, eine Binde von Segeltuch unter den Bauch des Tieres gelegt. Dann hebt der Dampfkrahn ihn in die Höhe, wobei er ein unglaublich hilfloses Gesicht macht, und — plumpst ihn direkt ins Wasser. Je zehn Öchslein werden mit ihren Stricken an einem Nachen befestigt, der setzt sich in Bewegung und die Tiere schwimmen nebenher, einen Kilometer weit bis zum Lande.

Fast eben so hilflos wurden die Pilger eingeladen, nicht gerade neben dem Nachen herschwimmend, aber zusammengepfercht mit ihren Decken und Betten wie Schafe,

abgezählt nach Zwanzigen, mauſchelnd um die Billette, jung und alt, hungrig, ſeekrank, erbärmlich. Chriſten und Juden im primitivſten Durcheinander — ein griechiſcher Pope kauert ſich unter dieſelbe Decke mit einer alten Jüdin —, alles nach Jeruſalem. Die Mehrzahl derſelben hat weiter nichts Bemerkenswertes, ſie ſind gewöhnliche ſchmutzige Pilger; aber unter den Juden ſind ein paar alte, ſehr alte Leute, auf die mit einemmal ein ganz merkwürdiger Strahl von tragiſcher Größe fällt. Denn ein paar rohe Geſellen zeigen lachend auf ſie mit den Fingern und höhnen: „Das dumme Volk, die gehen nach Jeruſalem, um da zu ſterben!“ Und was die rohen Geſellen ſagen, das iſt wahr, das iſt buchſtäblich zu nehmen.

Das runzlige, elende Weiblein da, grau an Haar und grau an Haut, erlebten Druck und erlebte Sorge in jeder Falte des ſchlecht genährten Antlitzes, das hat gedarbt und geſpart, um den Wunſch zu erfüllen, der ihm von Jugend auf als Abſchluß ſeines Daſeins vor Augen ſchwebte. Das hat gelebt und Kinder geboren, geſchafft und gemauſchelt, vielleicht gelogen und die Gojim betrogen, ſo lange ſein Blut warm und ſeine Glieder beweglich waren. Und jetzt iſt ſein Auge ſtumpf, ſeine Knochen ſind ſteif geworden und ſeine Zeit iſt gekommen. Da geht es hin, ruhig, furchtlos, um zu ſterben unter den Palmen von Zion. Die andern Alten daneben, ſie thun dasſelbe; ſie alle laſſen den Tod nicht zu ſich kommen, ſondern ſie gehen ihm entgegen. Sie haben ihre Kinder und Enkel geſegnet und ſie im Leben zurückgelaſſen; ſie ſelbſt aber wenden ſich ab und gehen, ihre Augen zu ſchließen. Ohne geiſtlichen Troſt noch dazu; ſie machen keinen Anſpruch auf Tröſtung, ſondern nehmen ihr Ende als ſelbſtverſtändlich hin, ohne

Murren und ohne Wimmern; nur das eine wollen sie noch, daß ihre letzte Stätte in der Erde sei, nach der ihr Stamm seit Jahrtausenden getrachtet, wo ihre Vorväter sich versammelt haben, um „in Abrahams Schoß" zu ruhen. Weißt du, verehrter Leser, daß diese alten, schäbigen, orientalischen Juden, denen jetzt auf der See so hundeübel ist, eigentlich in der Hauptsache eine ganz auffallende Ähnlichkeit mit Uhlands prächtigem alten Ritter auf dem Wege zur Ahnenkapelle haben? Ich glaube, der wackere Herr würde ihnen seinen Gruß nicht versagen, wenn sie ihm in den Weg gekommen wären. Denn es ist immer und überall etwas Großes, wenn ein Mensch mit Mut und Ruhe sein Geschick erfüllt.

Solcher Art sind unsre Genossen. Und so dampfen wir von Konstantinopel nach Smyrna, von Smyrna nach Rhodus, von Rhodus nach Cypern und von da nach Beirut, immer vorbei an Inseln und Küsten mit fruchtbaren Thalstrecken, aber kahlen, vollständig baumlosen Bergen. Von dem, was im Norden das Auge erfreut, ist wenig zu sehen, nur hie und da glänzt aus dem kleinasiatischen Gebirge eine fast alpine Schneehöhe herüber. Die Städte und Dörfer liegen in Niederungen, weithin umgeben von Ölbäumen und Weingärten, den Quellen ihres Reichtums. Auf Cypern zum erstenmale Palmen in größerer Zahl; sie sehen von weitem aus wie umgekehrte Besen; erst in der Nähe tritt die edle Form der gefiederten Blätter hervor.

Jetzt liegen wir auf der Reede von Beirut. Aber die Einfahrt ist nicht ganz leicht; denn vor dem kleinen, alten Hafen zieht sich eine Klippenreihe her, und die hochgehenden Wellen bilden eine Brandung, deren Gischt haushoch in die Luft spritzt. Doch die Nachenführer kennen das Ma-

növer, welches man von den tahitiſchen Schwimmern erzählen hört, ſie wiſſen auf der Welle zu reiten. Abwartend halten wir in einem gelbgrünen Gewimmel von Wogen, bald heben ſie uns über die Fläche empor, bald ſinken wir hinab, daß ſie allerſeits von oben her auf uns eindringen. Da wälzt ſich vom freien Meere her ein mächtiger Waſſerberg heran, ein Kommandowort, ein geſchickter Ruderſchlag, und die Barke ſitzt auf ſeinem vorderen Abhange, noch ein Schlag, ſie hat die Bewegung der Welle mit angenommen, und nun gehts ſauſend vorwärts, ohne ein Ruder zu rühren; die Waſſermaſſe treibt uns vor ſich her, wir ſchießen über die Felſenbarriere weit hinein in den Hafen, dort überſchlägt ſich der Kamm der Woge und giebt uns einen letzten Stoß, daß der Nachen wie von einem Rieſenfußtritte pfeifend und ſchaumwühlend davonfliegt bis ans Ufer. Dann ein Sprung, und ich berühre die Erde Phöniziens.

Gleich in Beirut fällt dem Reiſenden die merkwürdige Verſchmelzung auf, welche im Gebiete der arabiſchen Sprache die verſchiedenſten Stämme zu einem einheitlich ausſehenden Gewühl vereinigt. In Konſtantinopel ſondern ſich die einzelnen Beſtandteile der Bevölkerung aufs deutlichſte von einander; wer drei Tage da war, kann ſofort den Griechen vom Türken, den Türken vom Armenier, den Kurden vom Albaneſen unterſcheiden, ehe ſie ein Wort geſprochen haben; und wenn ſie erſt den Mund aufthun, dann ſchlagen grundverſchiedene Laute mit grundverſchiedenem Accent an unſer Ohr. Die bloße Geſichtsbildung trennt die Menſchen in leicht zu bezeichnende Gruppen. Hier iſt das anders; die Phyſiognomien bilden ein verwirrendes Rätſel für den Ethnographen, der ſie nicht in

schon bekannten Kategorien unterbringen kann, und alles kauderwelscht dasselbe rauhe Arabisch, welches sämtliche andern Sprachen verdrängt hat. Da sind seßhafte Araber, Beduinen, eingewanderte Fellachen aus Ägypten, griechische Orthodoxe, von denen niemand so recht weiß, woher sie stammen, Katholiken, blonde Drusen mit blauen Augen, endlich die syrischen Einwohner aus ältester Zeit — sie sprechen einmütig arabisch und verstehen keine andre Sprache; nur im Libanon haben sich noch drei syrische Dörfer erhalten, die das alte Aramäisch reden, sonst ist auch diese Zunge aus dem Gebiet von Palästina verschwunden. So erstaunlich ist der Unterschied zwischen der assimilirenden Kraft der arabischen Eroberer und derjenigen der Türken.

Doch wir haben nicht die Zeit, uns näher in diese interessanten Verhältnisse zu vertiefen; ein Tag am Lande ist uns gegönnt, dann gehts wieder zu Schiff und hinaus nach Jaffa, unserm endgiltigen Landungsplatz. Acht Tage lang sind wir nun geschwommen — beinahe so lange, wie die Fahrt von Liverpool nach Newyork dauert —, da hebt sich über der flachen Küste eine leichte Erhöhung mit Häusern und Türmen; wir steuern darauf los, es kommen die Nachen voll schreiender Araber, es beginnt das Gewühl von Menschen und Koffern, wir rudern langsam zum Ufer, setzen den Fuß auf einen Felsen, der als Landungsbrücke dient, und — —

Ja, jetzt steigt mir in tiefster Seele ein vermessener Wunsch auf: ich möchte Jda heißen. Ich möchte mit wogender Begeisterung jauchzen: „Zu deinen Zelten, Israel!“ und das ganze heilige Palästina, oder, der Größenverhältnisse wegen, wenigstens einen Kapuziner als Repräsen-

taten desſelben an meinen Buſen drücken! Leider hat mir die Natur die hierzu unentbehrlichen Requiſiten verſagt, mir fehlt ſogar die vorſchriftsmäßige Brille, welche den Heiligenſchein über dem gelobten Lande zeigt. Es bleibt mir alſo nichts übrig, als meine eignen Sehwerkzeuge aufzumachen, und da tritt mir ſofort beim Hinanſteigen auf die Straße ein Schauſpiel vor Augen, das mich in ſeiner komiſchen Fremdartigkeit mitten ins Tagesleben des unbeleckten Orients führt. Da ſteht nämlich ein kleiner vierbeiniger Eſel und frißt eine Apfelſine. Langſam und vergnüglich verkaut er ſie, als ob ihm das ſchon öfter paſſirt wäre, mit Stumpf und Stiel, mit Saft und Schale; ſie ſchmeckt ihm offenbar vortrefflich, das ſieht man, wie er ſeine Zunge lüſtern nach dem letzten Reſt ausſtreckt. Und zwanzig Schritt dahinter ſitzt ein alter Araber, der einen Haufen Grünzeug ſortirt. Ich trete heran und ſehe Unkräuter aller Art, Gras, Spitzen von Erbſenpflanzen mit Blüten und Knoſpen, Vogelmiere und dergleichen mehr, lauter Futter für anſpruchsloſe Haustiere. Der Alte verlieſt ſeinen Haufen ohne aufzublicken; wenn er aber an einen blühenden Erbſenſtengel kommt, ſo — ſteckt er ihn in den Mund, verkaut und verſchluckt ihn, langſam und ernſt, als ob ſichs von ſelbſt verſtünde; auch dem ſcheint es trefflich zu ſchmecken. Dem orangefreſſenden Grautier verſucht ein Junge ſeinen Fund zu entreißen, kommt aber zu ſpät; den Erbſenſtengel ſpeiſenden Menſchen beachtet niemand.

Das war denn allerdings eine Einleitung, die recht exotiſch ausſah; und in der That, das Innere von Jaffa iſt wild orientaliſch, fremdartiger noch als Tunis oder Tripolis — von Vergleich mit den zahmen Städten des türkiſchen Nordens gar nicht zu reden. In unmöglichen

Straßen ein Gewimmel urwüchsiger Menschengestalten, da kommen Araber im groben Burnus, viehmäßig aussehende Neger, Fellachenweiber mit ihrer seltsamen Verschleierung: man denke sich ein Dreieck von schwärzlichem Zeug, eine Seite desselben ist unter dem Kinn befestigt, die Spitze aber über Mund und Nase in die Höhe gezogen und reicht bis auf die Nasenwurzel, sodaß die Augen beiderseits nebenherschauen; mitten auf diesem Dreieck, also senkrecht über das Gesicht hinab, tragen sie ihren metallenen Putz, entweder eine Reihe von blanken Messingkugeln, die über die Nase bis zum Kinn läuft, oder zwei dicke Reihen von durchlöcherten Silbermünzen, die wurstförmig über die Mundwinkel herunterhängen. Da treiben sich ferner Beduinenfrauen mit offenem Gesicht, im biblischen blauen Mantel umher, Drusinnen im weißen Überwurf, wasserholende Mädchen mit großen Krügen in antiker Form, Juden mit Kaftan und Gebetslocken, das füllt die Gassen und Plätze, trägt Körbe und Urnen auf dem Kopfe, handelt um Töpfe und Orangen, das sitzt in offenen Ladenräumen, die Straße entlang, einer neben dem andern, das steht und geht, das schmiedet und brät, das schneidert und rasirt Schädel, das ißt und raucht Nargileh, alles in oder an der freien Luft, und dazwischen pendeln die Kamele mit ihren langen Beinen gleichmütig daher, klug blickende, kleine Eselchen tragen schwere Ladungen oder wälzen sich frei auf dem Pflaster, zigeunerhafte Jungen betteln mit schlauem Lächeln, schmutzige Derwische singen dich an — ein urprimitives Durcheinander und die prächtigste Musterkarte der Gestalten, unter denen man sich im syrischen Lande zu bewegen hat. Dabei geht es im großen und ganzen sehr ruhig her; man drängt nicht und lärmt nicht viel, sondern

der eine ſchiebt ſich geräuſchlos am andern vorbei, und wenn ihm der Weg verſperrt iſt, ſo wartet er, bis ſich eine Öffnung findet. Der Händler lockt nicht an, ſondern wartet ab, ob Allah ihm einen Kunden zuſchickt, die Eſelchen drücken ſich geſchickt durch die Menge, und die Kamele — nun, was ein richtiges Kamel iſt, dem weichen die Leute von ſelber aus, einerlei, ob es zwei oder vier Füße hat, wenn ſie nicht in der Lage ſind, es durchzuprügeln.

Wir ſchauen zu, was Handel und Gewerbe zu bieten hat: Gerſte, Durrha, Hülſenfrüchte, indigoblaue Tücher (für die bibliſchen Mäntel), grobe Burnuſſe, die nie fehlenden Filigranarbeiten und einige einfache Erzeugniſſe der Goldſchmiedekunſt, eiſengraue Thontöpfe, die vor unſern Augen aus dem Ofen genommen werden, Hufeiſen und Nägel, Sattel- und Lederzeug, Baumwollenſtoffe roher Art, kurz, in der Hauptſache das, was eine ländliche Bevölkerung, wie ſie hier beſteht, für ihre einfachen Bedürfniſſe braucht. Für die Ausfuhr Getreide, beſonders Weizen, und Orangen, Tiſche voll Orangen, Körbe voll, Wagen voll, Siziliens Reichtümer erſcheinen ärmlich neben dieſem Überfluß. In der That zeigt uns die Fortſetzung des Weges, daß die nächſte Umgebung Jaffas ein einziger Wald, faſt ein Dickicht, von Orangen- und Citronenbäumen iſt. Garten an Garten weiſt innerhalb gewaltiger Kaktushecken die dunkelgrünen Blätter und die leuchtenden Früchte auf, ſo dicht gewachſen, daß man nicht zehn Schritte weit hindurchſehen kann. Um die jetzige Jahreszeit werden die Früchte abgeleſen und zu Markte gebracht — ehe ſich der europäiſche Handel der Sache bemächtigte, hat das Tauſend $3^1/_2$ Mark gekoſtet!

Durch dieſen großen Garten fahren wir am folgenden

Morgen, früh um Sonnenaufgang, hinaus nach Jeruſalem, ausgerüſtet mit den erforderlichen Lebensmitteln und der nötigen Geduld für eine zwölfſtündige Marterfahrt auf erbärmlicher Straße. Fünf Stunden lang führt der Weg durch die Tiefebene bei hellem Sonnenſchein und kühler Luft, auf den Feldern wachſen die Halme, in den Wieſen ſitzen blühende Krokus wie kleine rote Flammen, dazwiſchen ſpaziren große Störche, in der Luft ſchwirren Haubenlerchen; es würde einer vergnüglichen Fahrt im obern Rheinthal bei friſchem Wetter ganz ähnlich ſehen, nur daß uns von Zeit zu Zeit eine Reihe von Kamelen begegnet, nebſt dunklen Frauen, die Milch und Käſe in die Stadt bringen, und daß in weiten Zwiſchenräumen ein arabiſches Dorf auf einer Anhöhe liegt. Ein ſolches erinnert uns dann freilich jedesmal ſchlagend daran, daß wir in der Fremde ſind: die Hütten ſind niedrige, acht Fuß hohe Mauern mit einer ſchwärzlichen Thüröffnung in der Vorderwand und mit einer unebenen Raſendecke als Dach. Unbändig ſchmutzige Jungen wälzen ſich mit Hühnern und Ziegen umher; ein Haufe von Leproſen ſitzt am Wege und ſtöhnt die Vorüberfahrenden an. In das größte der Dörfer, Ramle genannt, treten wir ein und forſchen ein wenig; nicht viel Erfreuliches iſt zu ſehen, aber einiges Merkwürdige. Eine der erſten Thüren, die wir öffnen, führt in einen weiten Hofraum, der ganz und gar mit einer unbeſchreiblich ſchmutzigen, ſchlammigen Jauche erfüllt iſt. Das ſieht aus wie eine vernachläſſigte Düngergrube, duftet auch genau ſo — iſts aber nicht: das iſt eine Brennmaterialfabrik; der Miſtſchlamm trocknet ein, wird in Stücke abgeſtochen und bildet dann den Stoff, womit die Landbewohner heizen oder kochen.

Weiter! Den ganzen Weg entlang wird gepflügt, hier mit einem Esel, dort mit zwei Kälbern, anderswo mit kleinen Ochsen oder mit einem Kamel. Der Pflug ist, wie bekannt, noch fast dasselbe Werkzeug, welches zu Abrahams Zeit in Gebrauch war, ein krummer Ast von drei Meter Länge; die Fortschrittsmänner befestigen eine eiserne Schar daran, die Konservativen begnügen sich mit einem hölzernen Haken; immer wird die Erde nur ganz oberflächlich aufgerissen. Doch sie scheint fett und gut; in der Nähe des Meeres steht die Frucht dicht und kräftig; nach drei Stunden aber wird sie dünner und schwächer, die Äcker werden steinig und steiniger, nach fünf Stunden sind wir am judäischen Gebirge, und die Kultur hört auf. Die Berge sind runde, niedrige Kuppen mit fast streng horizontaler Schichtung; sie bilden ein Mittelding zwischen Steinwüste und Heide. Überall scheinen die Felsen durch, aber sie sind nicht völlig kahl; sie bilden nicht hohe Wände, sondern horizontale Streifen, zwischen denen andre schmale Streifen mit Ginster, Dornen und Gestrüpp bewachsen, oft auch wieder mit Geröll besät sind. Nur in weiten Zwischenräumen zeigt sich in den Thälern eine Oase mit ein wenig Gras und einigen Dutzend Ölbäumen; ein Waldbaum ist auf Meilen in der Runde nicht zu sehen. Das Warum wird bald klar; Hunderte von kleinen schwarzen Ziegen mit pfiffigen Gesichtern weiden an den Abhängen umher und knuppern von allem, was wächst, die Spitzen ab; wo die arbeiten, da kann kein junger Baum aufkommen.

Es ist ein ermüdend eintöniger Weg; Kuppe auf Kuppe, Thälchen auf Thälchen, immer gleich öde und gleich leer an Interesse; kleine arabische Dörfer liegen abseits — hier haben sie keine Rasendächer mehr, sondern sind

ganz aus Stein gebaut —, sie sehen noch dürrer, noch öder aus als die Natur ihrer Umgebung; ich weiß keinen bessern Vergleich als ein verlassenes Grubenfeld aus den Niedermendiger Basaltbrüchen, dem sieht solch ein Dorf von weitem so ähnlich wie möglich. Aber es ziehen doch mancherlei Wandersleute auf dieser langweiligen Straße; russische Bauern kehren von ihrer Weihnachtspilgerfahrt in die heilige Stadt zurück, Beduinen wandern in die Ackerbaudistrikte, Frauen drücken sich schüchtern an uns vorüber, arabische Produzenten kehren auf Eselkärrchen vom Markte heim. Als ein solcher nicht rechtzeitig ausweicht, versetzt ihm unser Kutscher einen Peitschenhieb, und er empört sich nicht, sondern fährt ruhig zur Seite — sozialistisch angehaucht scheinen die Leute noch nicht zu sein.

Endlich, zu Abend, halten wir auf der letzten Höhe; aber es ist uns Modernen nicht mehr gegeben, Jerusalem von oben herab zu überschauen, wie die Kreuzfahrer es thaten. Jetzt liegen die neuen europäischen Bauten, besonders die russische Kolonie, vor der eigentlichen Stadt und verdecken die Aussicht; wir rollen hinab, ohne etwas Rechtes zu sehen, und landen bei voller Dunkelheit im Gasthof vor dem Jaffathor. Aber wir sind in Jerusalem.

2

Jeruſalem.

21. März

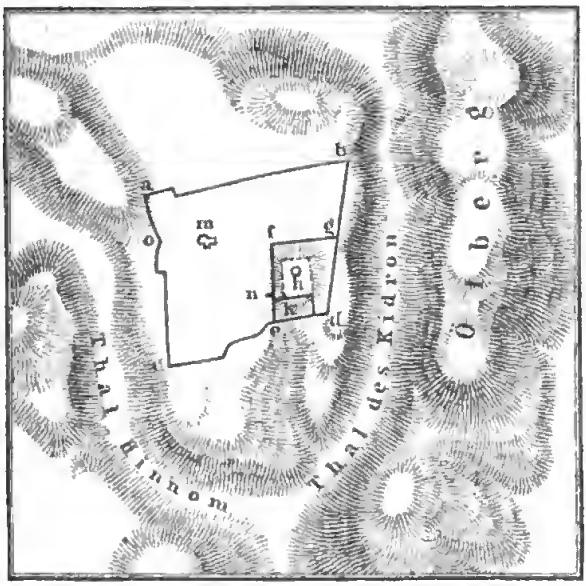
ei Konſtantinopel pfiff ein ſchneidender Wind durch unſer Takelwerk, bei Rhodus war es noch kalt, in Beirut und Jaffa ſchien die Sonne warm, hier bläſt wieder die Märzluft eiſig über die Berge, mit Regen, Schnee und Hagel; meine erſten Tage hatten keineswegs ein ſüdliches Anſehen, ſondern konnten ſich getroſt mit höchſt unfreundlichen deutſchen Februartagen vergleichen. Durchnäßt und gründlich angekältet kehre ich vom Spaziergange zurück, lege mich umgekleidet mit Rock und Pelz aufs Bett, um wieder warm zu werden, und ſchaue zu, wie der Diener mit dem roſtigen Öfchen parlamentirt, ob es wohl brennen möchte. Er überredet es endlich, indem er das Holz mit Petroleum anfeuchtet, und ich muß froh ſein, daß er noch in der Lage iſt, es ſo weit bringen zu können. Denn von Rechtswegen kann in Jeruſalem zur Zeit überhaupt nicht geheizt werden. Der Brennſtoff der heiligen Stadt beſteht aus Olivenknorren, welche die Holzhacker aus den Bergen holten. Auf der Stufe des Miſt-

brennens steht man nicht mehr, bei der Steinkohle ist man noch nicht angekommen. Nun hat aber die türkische Regierung auf einmal einen national-ökonomischen Gedanken gehabt, nämlich den, die fortschreitende Entholzung des Gebirges zu verhindern. Richtig ist er schon; denn wenn man die Axt so wie bisher wirtschaften ließe, würde binnen wenigen Jahrzehnten nicht bloß kein Baum, sondern auch kein Strauch auf Meilen in die Runde sichtbar sein. Aber die Ausführung ist etwas schroff: der Mutessarif verbietet in diesem Winter ohne allen Übergang den Verkauf von Brennholz, frischweg, ohne Zeit für Beschaffung von Ersatzmitteln zu lassen. Die Gasthöfe, welche Vorrat haben, können noch heizen, die Konsulate setzen das Privilegium durch, daß sie und die ihnen unterstellten Hospize Holz kaufen dürfen, aber die übrige Menschheit sitzt im Nassen und muß sich das Heizen einfach abgewöhnen — bis die Holzhacker sich in Kohlenbrenner verwandeln und ihr Produkt in Form von Holzkohle in die Stadt schaffen. Dieser Zustand giebt einem gleich eine hübsche Vorstellung von den Komfortverhältnissen der Hauptstadt.

Wenden wir uns nun zu dieser. In der Bibel heißt Zion ein Berg, dem Reisenden, der von Jaffa kommt, erscheint es als eine Senkung. Beide Anschauungen sind richtig, doch werden sie erst durch eine kleine Auseinandersetzung miteinander in Einklang gebracht.

Vom judäischen Gebirge her schiebt sich erst nach Südosten, dann nach Süden eine sackförmige Anhöhe herab; sie bildet ein welliges Plateau, welches im Nordwesten an das höhere Bergland stößt, im Nordosten, Osten, Süden und Südwesten aber durch ziemlich steil eingeschnittene Thälchen begrenzt ist. Das östliche von diesen Thälern

iſt das des (waſſerloſen) Baches Kidron, das ſüdweſtliche iſt das bibliſche Hinnom. Auf der genannten Anhöhe liegt Jeruſalem; die jetzige Feſtungsmauer iſt durch das Viereck a b c d bezeichnet. Man ſteigt alſo von Nordweſten her nach Jeruſalem hinab, von den andern Weltgegenden her aber präſentirt es ſich als Anhöhe. Die ſüdöſtliche Ecke d e f g der Stadt liegt ein wenig höher



als die Mitte, ſie bildet den Bezirk des alten Morija. Die Länge der Seite a b beträgt etwa zwölfhundert, die Höhe von Zion über dem Kidronthal fünfzig bis achtzig Meter, je nach der Tiefe des Einſchnitts. Jenſeit der Thäler liegen Anhöhen, welche die Stadt von allen Seiten überragen; die öſtliche von dieſen iſt der Ölberg, deſſen Spitze hundert Meter höher liegt als Zion. Man geht vom Punkte g über das Kidronthal bis auf den Ölberg in ſtark zwanzig Minuten. Der Fleck, auf dem Jeruſalem ſteht,

iſt hiernach ein Berg, aber ein kleiner, zwiſchen größere Höhen eingeſenkter, mit breiter Gipfelfläche, ganz wohl zu einer Anſiedlung geeignet, wie das Altertum ſie liebte.

Die Stadt ſteckt in einer wohlerhaltenen Feſtungsmauer, voll ſchlechter Luft, Feuchtigkeit und Miasmen. Neuere Bauten der Europäer ziehen ſich deshalb immer mehr nach außen vor die Thore; dort liegen alle größern Konſulate, ein oder der andre Gaſthof, zahlreiche Stiftungen, darunter eine umfangreiche Kolonie der Ruſſen, größere Privathäuſer — überall in der Umgebung, namentlich nach den Anhöhen zu, ſieht man Häuſer von ganz oder halb modernem Anſehen, aber vereinzelt und noch nicht zu ſtädtiſchen Straßen gruppirt. Mit alle dem bietet die Stadt, wenn man ſie vom Ölberg aus überſchaut, einen ſtattlichen Anblick dar. Die Häuſer der Eingebornen, meiſt mit kleinen Kuppeldächern verſehen, ſtehen dicht gedrängt im Innern der crenelirten Feſtungsmauer wie Bienenkörbe in einer Kiſte; darüber ragen gewaltig die dicken Kuppeln der Moſcheen, Synagogen und Kirchen neben Türmen und plumpen Minarets, dahinter die fränkiſchen Vorſtadtgebäude und dahinter die Berge mit rundlich geſchwungenen Linien.

Nun aber ein Schritt in die Stadt! Wenn es zu den Merkmalen des Orients gehört, daß die Städte von außen maleriſch, von innen ſchmutzig ſind, ſo iſt Jeruſalem der orientaliſcheſte Fleck des ganzen Orients — ſoweit ich ihn kenne; ich will die Anſprüche von Moſſul, Diarbekir u. ſ. w. nicht benachteiligen. Zuerſt ſah ich es nach einem leichten Regen; da ſtand der Durchſchnittseindruck alsbald feſt: das iſt reinlicher als ein Schweineſtall, aber nicht ſo reinlich wie ein Kuhſtall. Jetzt habe ich die Juden- und

Araberviertel durchſtreift und da kann ich die erſte Hälfte des Satzes nicht mehr aufrecht erhalten. Das iſt ſtellenweiſe noch ſchlimmer als die Behauſung, in welcher die borſtigen Tierchen ihr Weſen treiben. Das iſt ſo winklig, ſo eng gebaut, daß man nirgends ein Quartier überſehen kann — man würde auch kaum dazu gelangen, etwas anzuſchauen, denn man muß fortwährend auf ſeine Füße blicken, um nicht auf dem kotſchlüpfrigen Pflaſter auszugleiten oder über Steine und Abfälle zu ſtolpern. Da geht man durch überwölbte, ſchwärzliche Gäßchen, die zum Teil den hochtrabenden Namen Bazare führen; das Licht kommt nicht hinein, wohl aber der Regen, der in Lachen am Boden ſteht. Das führt bergauf und bergab, immer in derſelben unbeſchreiblichen Brühe — ich hörte heute ſogar eine Beduinenfrau über den Zuſtand der Straße ſchimpfen. „Bei mir zu Hauſe kann man doch wenigſtens gehen," meinte ſie, die gewiß nicht verwöhnte. Scheint aber die warme Sonne hinein, ſo brütet ſie verpeſtende Dünſte aus dem feuchten Unrat — es iſt ein trübſelig verkommenes Schmutzneſt, dieſe einſtige Hauptſtadt Salomos.

Doch wenn wir nun auf die beachtenswerteſten Züge des Ortes etwas näher eingehen wollen, ſo müſſen wir ihn einteilen, und zwar in Partien, die nicht topographiſch, ſondern kulturhiſtoriſch abgegrenzt ſind. Wir unterſcheiden

1. das Jeruſalem der Eingebornen und der jüdiſchen Pilger;
2. das der modernen Franken;
3. das der chriſtlichen Pilger, Klöſter und Miſſionen;
4. die Teile, welche den Semiten im allgemeinen heilig, zur Zeit aber im Beſitze der Muhammedaner ſind.

Liebhaber unnützer Bemerkungen könnten auch noch andre Kategorien hinzufügen, z. B. das Jerusalem der türkischen Verwaltung, von dem weiß ich aber nicht viel zu berichten. An der Straße nach Jaffa wird ausgebessert — der russische Botschafter kommt ja nächstens. Das Holzverbot habe ich schon berührt; des Nachmittags spielt vor dem Konak eine Militärmusik zum Steineerweichen, das sind die Spuren seines Vorhandenseins, welche dem Fremden entgegentreten.

Mit den beiden ersten Nummern werden wir schnell zu Ende sein. Das Jerusalem der Eingebornen ist die erbärmliche Stadt, deren hervorstechendsten Zug wir oben schon hinstellten. Es scheint sich im Laufe der Zeit civilisirte Bedürfnisse ab- und den Bettel angewöhnt zu haben. Die Pilger aber, welche hinkommen, sind, alle drei Religionen zusammengerechnet, wenig zahlreich und noch weniger zahlungsfähig. Der statistische Ausweis für 1883 zählt 1200 Muhammedaner, 1000 Juden (beide Zahlen recht unsicher) und 7800 Christen auf; von letztern sind 3500 Russen, lauter arme Bauern, 2700 Griechen und Armenier. Deutschland ist nur mit einer kleinen Zahl katholischer Pilger aus München vertreten. Dazu 600 Touristen und Pilger, die in Gasthöfen wohnen, alles in allem eine geringe Zahl im Verhältnis zu der Bedeutung des Ortes. Handel und Industrie sind so gut wie nicht vorhanden; bearbeitete Artikel werden fast ausnahmslos von draußen eingeführt; die Bazare sind ärmlicher als in einer türkischen Landstadt von 10000 Einwohnern. Werkstätten, in denen Handwerk im europäischen Sinne getrieben wird, sind erst durch die später zu erwähnenden Templer eingeführt. Die Eingebornen machen für die

Chriſten Roſenkränze und Andenken aus Ölbaumholz, für die Muhammedaner Roſenkränze, für die Juden vermutlich nichts; denn die ſind zu arm, um zu kaufen. Antiquitäten werden gehandelt, und, wie allgemein bekannt iſt, ſpielt die Fälſchung derſelben hier eine bedeutende Rolle. Die Leute ſehen im großen und ganzen ſo arm und verkommen aus, wie ihre Stadt. Eine Statiſtik der Einwohner iſt natürlich nicht vorhanden (man ſchätzt die Einwohnerzahl von Jeruſalem auf etwa 40000), noch weniger eine Geſundheitsſtatiſtik; aber man braucht die verwelkten Geſichter nur anzuſehen, um den ſchlechten Zuſtand der Verhältniſſe aus ihnen abzuleſen.

Die Araber gehen noch an; man ſieht wenigſtens kräftige Geſtalten unter ihnen; die muhammedaniſchen Pilger, deren Zahl (ſehr unſicher) auf etwa 1200 jährlich geſchätzt wird, ſind zum Teil in guten Verhältniſſen, und das würdige Ausſehen der muhammedaniſchen Tempel läßt darauf ſchließen, daß für den islamitiſchen Kultus und wohl auch für die, welche ihn ausüben, etwas gethan wird.

Aber die Juden! Es ſollen ihrer an 20000 hier ſein. Das ſind alles dieſelben Geſtalten; die Männer im verſchoſſenen Schlafrock, mit nie fehlendem Filzhut oder Pelzmütze, unter denen vorn zwei lange Locken von rötlichſchwarzer Farbe heraushängen, die Frauen in weißer Kopfbinde und halb europäiſchem Kleide, junge Mädchen hie und da hübſch, mit auffallend weißer Haut, die andern alle verwelkt und veraltet, verarmt, fiebrig und ſkrophulös. Was in einem Jahre ſtirbt, das wird im nächſten erſetzt, wenn nicht durch Kinder, ſo durch die Pilger, welche zuziehen, um hier zu bleiben, hier zu ſterben oder mit den andern hier vom Bettel zu leben. Sie haben „Sammel-

bücher," Subskriptionslisten, welche in der ganzen Welt cirkuliren und die Mildthätigkeit der Glaubensgenossen in Anspruch nehmen. Einzelne reiche Männer geben viel, andre zeichnen und zahlen nicht; die Existenz, welche die Almosenempfänger mit Hilfe des Beigetriebenen führen, ist nach allem, was man sieht und hört, erbärmlich. Ich sah Frauen um scheußliche kranke Kartoffeln handeln, jedes Stück wurde bekratzt und untersucht, wie viel davon noch etwa genießbar sei, und dann wagten sie ihr Angebot und feilschten wie um eine wertvolle Speise. Das war ein trauriger Anblick, aber schlimmere Dinge sollen an der Tagesordnung sein: das Wasser z. B. (ein Schlauch von zehn Litern kostet im Spätsommer und Herbst ein bis zwei Piaster) brauchen sie in der teuern Zeit erst zum Abkochen, dann zum Waschen, dann zum Trinken. Die Krankenlisten der jüdischen Hospitäler weisen außer miasmatischen Fiebern einen unverhältnismäßigen Procentsatz von Personen zwischen fünfzig und achtzig Jahren auf, meist alte Leute, die aus bloßem Verpflegungsmangel so herunterkamen, daß das Krankenhaus ihnen seine Pforten aufthun mußte. Das ist die Kehrseite des „Sterbens in Jerusalem."

Am besten stehen noch die Juden spanischer Abkunft, bei denen ein kleiner mitgebrachter Besitz vorzuhalten scheint; einzelne haben größere Läden; aber den andern allen geht es gleich kläglich. Im Bazar sitzen sie mit unglaublichem Geschäftsfonds; da hat einer ein Viertel eines Kürbisses als gesamtes Lager vor sich, ein andrer sechs Stück gebrannten Kalks, ein dritter vier Käschen und zwei Zwiebeln oder zwei Pfund Reiserholz. Der wallfahrtende russische Bauer da und sein Weib in Trampelstiefeln sind gewiß

arme Teufel; aber sie haben einen warmen Mantel, der sogar zuweilen gebürstet wird, sie essen Brot und kauen einen Lauchstengel der Länge nach hinab, die sehen neben den Inländern aus wie hochkomfortable Aristokraten.

Es giebt einen einzigen reinlichen Platz im ganzen Judenviertel. Das ist eine fünfzig Meter lange, drei Meter breite Stelle außen an der westlichen Mauer des Haram, des alten Tempelbezirks (Skizze bei n); dort sind die fliesenähnlichen Pflastersteine fast horizontal gehalten und frei von Schmutz, wie gescheuert; es ist der „Klageplatz" der Juden. Einzelne Pilger sind immer da; am Freitag Abend aber versammelt sich eine größere Zahl, um dort die Trauerandacht ihres Volkes zu verrichten. In langen hebräischen Antiphonien gedenken sie des Unterganges ihrer alten Herrschaft. Sie klagen um den Palast, der zerstört ist, um die Mauern, die zerrissen sind, um die Priester, die gestrauchelt haben, um die Könige, die den Weg verließen, sie lehnen ihr Haupt an die Mauer und weinen und küssen die Steine. Dazwischen tönen andre Wechselgesänge der Männer von der Ankunft des Messias und von künftiger erneuter Schönheit und Wonne. Dazu kauern die Frauen im Hintergrunde mit weißen Überwürfen, regungslos, wie Gespenster, halb der Vergangenheit, halb der Zukunft. Es ist ein merkwürdiger Anblick; die zähe Liebe des Volkes, die heute noch die kalten steinernen Zeugen ehemaliger Größe und jetzigen Elends mit Thränen und Küssen bedeckt, entbehrt einer gewissen Würde nicht; diese Mauer ist der echte Mittelpunkt der Gemeinde Israel, und das Lied, welches hier aufklingt, ist der Kitt, der jene zusammenhält. Aber in der rein materiellen Auffassung des Messias, der nichts andres zu thun haben soll, als

die Juden wieder zu Besitzern in Palästina zu machen, da spricht sich der Realismus und die nationale Beschränkung so derb aus, daß die Feier trotz des großen historischen Zuges, den sie enthält, den Zuschauer nicht sympathisch berühren kann; er kann ihre Trauer verstehen, aber ihre Hoffnungen nur an Rothschild verweisen.

Das Jerusalem der modernen Europäer ist, was es in der Nachbarschaft der herabgekommenen Altstadt sein kann, eine recht langweilige Gegend. So lange es noch innerhalb der Festungsmauern lag, vereinigte es die Nachteile einer schmutzigen Großstadt mit denen arabischer Ländlichkeit; es hatte die Ungesundheit der einen und den Komfortmangel der andern. Jetzt zieht es sich, wie schon gesagt, immer mehr hinaus vor die Stadtthore, und man kann, ohne ein großer Wahrsager zu sein, voraussehen, daß binnen zehn oder fünfzehn Jahren alle europäischen Elemente vor die Thore gehen und sich im Nordwesten zu einer Vorstadt vereinigen werden; im alten Jerusalem bleib dann von Europäischem nichts mehr als die kirchlichen Monumente und Einrichtungen, welche an ihre überlieferungsmäßigen Plätze gebunden sind.

Konsuln, Ärzte und einige Kaufleute bilden die wesentlichen Bestandteile der „weltlichen" Kolonie, und wenn ich über den Balkon hinausschaue, kann ich Vertreter aller genannten Gattungen ihren Abendspaziergang auf dem „Boulevard" der Jaffastraße machen sehen. Die Konsuln mit ihren Kawassen (Amtsdienern) sind die leuchtenden Spitzen der Gesellschaft. Wie der bettelnde Gamin in Paris den guten Willen des Fremdlings mit der Anrede „mon ambassadeur" in Anspruch nimmt, so nennt hier der Kellner seinen trinkgeldspendenden Gast im höchsten Übermaß der

Höflichkeit „Herr Konsul.“ Höheres bildet selbst die dichtende Phantasie nicht. Und der Kawaß —

Ja, wenn ein gütiges Geschick mir freistellte, noch einmal geboren zu werden und die Stellung, in die ich geraten soll, von vornherein zu wählen, ich glaube, ich würde den Kawassen im Orient allen andern Ständen vorziehen. „Konsul“ würde ich nicht sagen, denn nicht Unmenschliches soll die Seele begehren; das Amt aber kommt unmittelbar hinter den Erzengeln. — Aber „Kawaß,“ das ist otium cum dignitate et cum trinkgelderibus. Das ist Glanz, das ist Macht; ein goldgesticktes Gewand schenkt ihnen die Regierung, welche sie lieb hat, an der linken führen sie ein Schwert, und in der Rechten einen Stock oder eine Nilpferdpeitsche, letztere keineswegs bloß der Symbolik wegen; wenn der Eingeborne sich unnütz macht, so setzen sie das Werkzeug in Thätigkeit. Wenn der Konsul bei feierlichen Gelegenheiten daherschreitet, drei Kawassen voran, die mit silberbeschlagenen Stäben auf die Erde stampfen, dann weiß man nicht, giebt er ihnen mehr Würde oder sie ihm. Und sie haben den nicht zu unterschätzenden Vorteil vor ihrem Herrn, daß sie sich nicht langweilen wie jener; denn sie sind behäbige, stumpfe Orientalen, die von der geistigen Öde des Landes nichts merken, zufrieden mit Futter und Nargileh, sich erhebend über ihre Gefährten vermöge des bunten Rockes und der amtlichen Würde. Darin ist ihr Vorgesetzter mit seinen gebildeten Schutzbefohlenen schlimmer bestellt; die sind im Exil. Ihnen fehlt die gesellige Reibung strebsamer Geister, welche in unsern Städten den Geist frisch erhält; vom Verkehr mit Europas Hilfsquellen sind sie so gut wie abgeschlossen, und sie können doch auch nicht alle Orientalisten werden, um sich an Ort

und Stelle geistig zu beschäftigen. Selbst der elementarste materielle Komfort ist schwer zu erreichen; trockene Wohnungen z. B. sind unerschwinglich, und vor zehn Jahren mußte man noch arabisches Fladenbrot essen, weil kein Bäcker in unserm Sinne vorhanden war. Dazu rechne man die Kirchhofsatmosphäre, welche Pietismus und — Reklame über den Ort ausbreiten. Im deutschen Kasino werden z. B. wissenschaftliche Vorträge nur mit halbflüsternder Grabesstimme vom Stapel gelassen, und Schachspiel ist daselbst als eine „zu weltliche" Unterhaltung verpönt. Der russische Konsul wollte vor einigen Jahren eine Reihe von Bällen veranstalten, aber dieselben Leute, die sich alljährlich in der Grabeskirche prügeln, stimmten über dieses profane Vergnügen zwei Kilometer weit vor der Grabeskirche ein solches Zetergeschrei an, daß die Regierung sich veranlaßt sah, die Einstellung des Tanzes von ihrem Vertreter zu verlangen.

Es bleibt also den Europäern kaum eine andre Unterhaltung übrig, als der Spaziergang mit obligater Besichtigung der Eingebornen; diese letztern aber genießen den Sonntag mit Spaziergang und Besichtigung der Europäer.

Gerade jetzt sind sie draußen. Die auffallendsten Gestalten unter ihnen sind die Frauen. Einerlei, welcher Religion sie angehören, sie tragen alle dasselbe Gewand zum Ausgehen, einen großen weißen Überwurf, in dem sie aussehen wie wandelnde Betttücher. Die Muhammedanerinnen bedecken ihr Gesicht außerdem mit einem dunkeln Schleier, der unter dem weißen Tuch herabfällt; aber auch Christinnen und Jüdinnen ziehen mit der linken Hand den Überwurf über das Antlitz, sodaß nur die Augen herausschauen, wenn ein Mann sie anblickt. Die weißen Figuren gehen zum

kleinern Teil in den ſteinigen Feldern und Ölgärten umher; zum größern Teil ſitzen ſie am Rande der Jaffaſtraße, ſchwatzend und Kinder verpflegend, einige legen ſich auch in den Schatten hervorragender Steine und ſchlafen. Im ganzen iſt es ein frugaler Genuß; ein Klatſch und etwas friſche Luft, das iſt alles, aber das Einatmen einer reinern Atmoſphäre iſt ohne Zweifel wertvoll, ſelbſt für die, welche es ſchlafend ausführen.

Das ſtärkere Geſchlecht iſt, wie üblich, etwas anſpruchsvoller in ſeiner Wahl. Es ſitzt mit Kaffee und Nargileh vor Wirtshäuſern oder im Graſe. Männer und Frauen bilden natürlich getrennte Gruppen; jede kollert für ſich in der wunderlichen Sprache, die man das Arabiſche der Syrier nennt. Allgemein iſt das Arabiſche rauh, mit harten heiſern h-Lauten und mit Zungenbuchſtaben, wie l und t, die den ganzen Mund füllen. Der Volksdialekt Syriens hat die beſondre Eigentümlichkeit, daß er das harte k nicht ausſpricht, ſondern durch eine Pauſe erſetzt, und daß die Hauchlaute mit einer Inſpiration beginnen. Man ſagt nicht Jakub (Jakob), ſondern man ſagt Ja, macht eine Schluckbewegung und läßt dann die Silbe ub folgen. Das klingt, als ob lauter Löcher in den Worten wären. Der Strom der Rede fließt nicht geſchloſſen, ſondern fällt jeden Augenblick in eine Pauſe, klettert dann mühſam über einen Haufen l, ſtolpert über ein h, kurz, es klingt manchmal, als ob ein Stotternder die Seekrankheit hätte. Aber ſie verſtehen einander, angeblich wenigſtens, und unterhalten ſich eifrig, weniger wohl über Mr. Gladſtones Abſichten, als über die Vorzüge der vor ihnen aufgepflanzten Tiere, über die neuangekommenen Fremdenkarawanen, über die Preiſe der Hämmel und was ſonſt ihr Gemüt bewegen kann.

Sie haben alles vor sich, was sie anziehen kann. Zwei Fremdenkarawanen sind angekommen und haben ihre Zelte vor dem Thor im Grase aufgeschlagen; lustig wehen bunte Fähnchen von den Spitzen der hellen, reinlichen Leinwandhäuser, und die Zeltstädte wirken förmlich belebend auf die graugrüne Landschaft. Unter denselben stehen die Lasttiere, welche sie hergeschleppt, und liefern den Eingebornen Stoff zur Kritik. Das Alltagsleben mischt sich mit seinen Beschäftigungen in die Kreise der Feiernden; da liegen schäbige Kamele und brüllen leise, denn sie werden beladen, und das paßt ihnen nicht. Da beißen sich die Hengste des Pferdevermieters; Maulesel und Esel stehen zu Hunderten umher und warten der Ladung oder des Reiters. Wo europäische Gäste sind, vor Zelten und Gasthöfen, da drängen sich die Vermieter heran, führen alte, ramponirte Gäule vor und beschwindeln den schuldlosen Fremdling so sehr sie können. Dazwischen reitet ein würdiger, vornehmer Beduine, der vom Lande hereinkommt, um irgend ein Geschäft zu besorgen. Derselbe ist mit einer Lanze verheiratet; man weiß nicht, hat er sie oder hat sie ihn, so riesengroß ist das Gewaffen; eine Bohnenstange von mehr als zwanzig Fuß Länge, an deren Ende eine vierkantige Eisenspitze von anderthalb Fuß Größe und vier Pfund Gewicht schwankt. Wenn ich mir denke, daß der Mann mit dem Instrument auf mich losritte, das würde wahrhaft gefährlich aussehen, und man wäre am Ende genötigt, ihm auf vierzig Schritt eine Ladung Schnepfenschrot ins Gesicht zu schießen, damit er keinen Schaden anrichtete.

Aber auch andre, weniger vornehme Beduinen sind da und lagern mitten in der Sonntagsheiterkeit. Zwei Pfähle vorn, 1 Meter hoch, drei in der Mitte, 1½ Meter hoch,

zwei am hintern Ende, wieder 1 Meter hoch, darüber wird ein rußfarbiger, ſchwärzlicher Stoff gezogen, und das iſt das Zelt. Darin liegen Männer und rauchen, Weiber und rauchen, Kinder und rauchen. Sie zanken ſich auch ein wenig und keifen ungeheuer dabei. Die alten ſind bekleidet, die jungen laufen wie Äfflein herum, höchſtens mit einem Läppchen bedeckt. Die ganze Geſellſchaft ſieht von Sonnenbrand und Schmutz ſo ſchwärzlich aus wie ihr Zelt, als hätte man ſie eben in Ruß herumgewälzt. Selbſt die Eingebornen ſehen dieſe Bande mit Achſelzucken an und ſagen bei ſich: Allah, wie groß iſt dein Tiergarten!

Mir fällt Jsmael dabei ein, nicht der Jsmael der arabiſchen, ſondern der der jüdiſchen Überlieferung. Abrahams Magd trat in die Rechte der Hausfrau, ward die Mutter ſeines Sohnes, überhob ſich und befahl ſtatt der Herrin. Aber Sarah gebar ihm den Jſaak in ihrem Alter und der Streit zwiſchen Herrin und Dienerin kam zum Austrag, wie es nicht anders ſein konnte; ſie ſprach zu Abraham: „Treibe dieſe Magd aus mit ihrem Sohne, denn er ſoll nicht erben mit meinem Sohne Jſaak.“ Die Magd mußte weichen; der jüdiſche Prieſter, welcher die Legende niederſchrieb, ſcheint ſehr genau gewußt zu haben, was eine keifende Frau iſt; denn er läßt den Erzvater „eines Morgens früh aufſtehen,“ um das Geſchäft der Austreibung in aller Stille vorzunehmen. Jn nächtlicher Dämmerung, wo ſeine Hausehre noch ſchlief, nahm Abraham ein Brot und eine Flaſche mit Waſſer, legte es Hagar auf die Schulter und hieß ſie ziehen, hinaus in die Wüſte, ins Elend. Jſaak ſaß im guten Erbe, Jsmael aber wurde „ein wilder Menſch, ſeine Hand war erhoben wider Jedermann, und Jedermanns Hand wider ihn.“ Aus dieſen Zeilen ſpricht die ſchon in

früheſten Zeiten vorhandene Schärfe des Gegenſatzes zwiſchen dem ſeßhaft gewordenen Ackerbauer und dem wandernden, raubluſtigen Nomaden. Der eine, der Erbe Iſaaks, ſtrebt nach feſtem Beſitz und gewinnt ihn; dem andern klebt das Erbteil Ismaels an, unſtät und wild zu ſein, ausgetrieben zu werden und Hühner zu ſtehlen oder Menſchen zu vergewaltigen. Zu der Art gehören die da vor uns, und Wort für Wort paßt noch heute auf ſie der Spruch, ihre Hand iſt erhoben wider Jedermann, und Jedermanns Hand wider ſie. Man wird ſchließen dürfen, daß ſie vor dreitauſend Jahren gerade ſo ausgeſehen haben wie heute — und daß ſie eben ſo willkommen waren; ſonſt hätte die Urväterſage ihnen nicht den wilden Menſchen zum Ahnherrn gegeben.

Zwanzig Schritte von dem unſaubern Völkchen ſteht die great attraction des Tages, das Geſchenk, welches Europas Bildung den Morgenländern macht, die griechiſche Akrobatenbude. Es ſind deren ſeit geſtern ſogar zwei vorhanden, die Kunſt iſt in offenbarem Aufſchwung begriffen. Im Trikot mit roten und grünen Beſätzen ſteht die Geſellſchaft trompetend vor der Thür und wird ſich die Ehre geben, einem hochpreislichen Publikum vorzuführen die erſtaunlichſten Kraftleiſtungen, die große Menſchenpyramide und die graziöſe Miß Hypatia in ihren unübertroffenen Leiſtungen am Trapez. Die weißen Frauen wandeln vorbei, es kommt ihnen offenbar nicht zu, ſich an ſolchen öffentlichen Luſtbarkeiten zu beteiligen, aber die biedern Araber ſtehen blinzelnd an der Thür und überlegen, ob ſie zwei Piaſter daran wagen ſollen. Viele thun es, und der Raum füllt ſich allmälig. Der ſtarke Mann, der eine Eiſenſtange auf dem Arm krumm ſchlägt, hat ihren Beifall; aus Sprüngen

und Purzelbäumen machen ſie ſich weniger. Aber groß iſt der Eindruck, wie nun das ewig Weibliche wirklich am Seil in die Höhe ſteigt und anfängt zu „arbeiten.“ Das überſteigt offenbar alles, was ſie ſich früher vorgeſtellt hatten, daß eine Dame ſo mit ihren Pfunden wuchert. Allah Kerim, ſagen ſie beim Heraustreten, aber ich zweifle, ob ſie ihren Frauen von dem Genuß erzählen.

So treibt ſich das Volk am Sonntag vor dem Thor herum, meiſt Chriſten, aber auch viele Muhammedaner und Juden; denn ſo viel zu arbeiten hat niemand, daß ihm nicht reichlich Zeit zum Flaniren bliebe. Auch Donnerſtags gehen viele Türkinnen ſpazieren, an den übrigen Tagen der Woche iſt es leer, ſie ſitzen drinnen und ſchmoren in der üblen Luft ihrer Häuſer.

3

Jeruſalem.

Fortſetzung: Chriſtliche Denkmäler, Miſſionen und Verwandtes.

24. März

Es iſt kein Quadratzoll dieſes Bodens, der nicht die Stätte denkwürdiger Geſchehniſſe wäre. Davids Eroberung, Jeſu Tod, die Thätigkeit der Apoſtel und Jünger, der Kriegszug des Titus, die Kreuzfahrer und das fränkiſche Königtum, ſie alle haben hier Spuren zurückgelaſſen und Plätzen geſchichtlichen Wert erteilt; es läßt ſich wohl keine zweite Stadt angeben, die ſo hohes hiſtoriſches Intereſſe hätte, wie Jeruſalem. Leider aber iſt die genauere Bezeichnung der Punkte, an denen ſich die wichtigſten Ereigniſſe zugetragen haben, ganz und gar der unzuverläſſigſten aller Stimmen, der morgenländiſchen Legendenbildung, überlaſſen geblieben. Eine geſunde geſchichtliche Forſchung würde manches, z. B. die Lage der alten Stadtmauern, des Berges Golgatha, den Grundriß des Tempels, mit verhältnismäßig geringer Mühe feſtſtellen können, aber Türken, Araber und oft genug auch Patri-

archen geſtatten keine gründliche Unterſuchung. Anderes iſt ſo verſchollen, daß man wohl für immer auf eine beſtimmte Kenntnis desſelben verzichten muß.

Es war natürlich und notwendig, daß ſich in Kreiſen der erſten Chriſten, welche zu Jeruſalem wohnten, die Kenntnis der heiligen Orte erhielt; zur weiteren Befeſtigung des Andenkens konnte und mußte der Umſtand dienen, daß Hadrian auf dem Berge der Kreuzigung einen Venustempel erbaute. Dennoch ſcheint durch die Zerſtörung der Stadt unter Titus, durch das Chaos, welches voranging und nachfolgte, die Überlieferung unterbrochen zu ſein; Kaiſer Konſtantin mußte, wie der Biſchof Euſebius berichtet, bereits archäologiſche Nachgrabungen anſtellen laſſen, um das heilige Grab wiederzufinden. Euſebius (um 300 n. Chr.), der älteſte Zeuge, den wir beſitzen, ſagt, die Unterſuchung habe zur Entdeckung eines in den Felſen gehauenen Grabes geführt, welches als dasjenige des Heilands anerkannt wurde.

Von der Legende der heiligen Helena und ihrer Kreuzerfindung ſagt der Biſchof nichts; dieſelbe tritt erſt bei ſpäteren Schriftſtellern auf; ſein Zeugnis iſt offenbar nüchtern und ehrlich. Über dem Grabe wurde um 330 eine prächtige Kirche gebaut; dieſelbe iſt mehrmals zerſtört worden, aber die Überlieferung war von da ab nicht verlierbar, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die gegenwärtige Grabeskirche an der Stelle derjenigen ſteht, welche Konſtantin errichten ließ. Ob aber darum das Grab ſelbſt echt iſt, das iſt nicht ſo leicht zu entſcheiden. Wenn ein Machthaber wie Konſtantin für ſeine Politik einer Reliquie bedurfte und ſeine Gelehrten ausſchickte, dieſelbe zu ſuchen, nun, ſo hätte es für die Gelehrten augenſcheinlich bedenkliche Folgen

haben können, wenn sie nichts gefunden hätten. Sie mußten ein heiliges Grab nachweisen, sie haben demgemäß eins nachgewiesen; ob es aber das richtige ist, wer weiß? Jetzt zeigt man den Hügel Golgatha, das Gefängnis Jesu und das heilige Grab unter demselben Dache, nicht fünfzig Schritt auseinander; das Evangelium sagt aber ausdrücklich, daß die römischen Schergen den Heiland erst im Gefängnis verspotteten und dann „hinaus"führten, um ihn zu kreuzigen, wobei sie den Simon von Kyrene zwangen, ihm sein Kreuz zu tragen; das Gefängnis lag also in der Stadt, wie auch von vornherein zu vermuten ist, die Schädelstätte vor dem Thor, also nicht dicht daneben; daß aber Joseph von Arimathia, „ein reicher Mann," sein Grab gerade unmittelbar unter dem Galgenplatz angelegt hätte, kann man eben auch nicht für wahrscheinlich halten. In Summa muß also unentschieden bleiben, ob die bezeichneten heiligen Stellen echt sind, bis das einzige, was wirklich Licht bringen kann, die rein wissenschaftliche Ausgrabung, die alte Topographie von Jerusalem festgestellt hat.

Noch schlimmer sieht es um die andern Punkte aus, welche dem Pilger als denkwürdige Orte vorgezeigt werden. Geht man diesen nach, mit Bibel und Geschichte in der Hand, so kommt man geradezu mit der Überzeugung nach Hause, daß von Hunderten kaum einer echt ist, und der höchstens durch Zufall. Da haben wir zwei Gethsemanegärten, jeden mit der Höhle, wo Jesus trauerte und betete, da liegt Absalon hinter dorischen Säulen begraben und Jonathan hinter einem griechischen Karnies; da wechseln die Brunnen ihre Namen und Plätze im Laufe der Jahrhunderte; da tauchen in den Erzählungen der Pilger im sechzehnten Jahrhunderte Dinge und Benennungen auf,

die ihre Vorgänger im zwölften entweder gar nicht oder unter andern Namen erwähnen, und im neunzehnten sind sie wieder anders als im sechzehnten. Ein Beispiel aus der neuern Zeit möge zeigen, wie die Legenden unter den Händen der dabei Interessirten wachsen: $^3/_4$ Stunden südlich von Jerusalem liegt Mar Elyâs, das Kloster des Elias. Der Stifter war ein hiesiger Bischof Elias; im siebzehnten Jahrhundert zeigte man sein Grab noch in der Kirche, im achtzehnten verwandelte er sich in den Propheten Elias, und jetzt zeigt man uns in einem Felsen die Fußspur, welche Elias dort zurückgelassen, als er in den feurigen Wagen stieg, um gen Himmel zu fahren. Dutzende von ähnlichen Fällen ließen sich aufzählen; manchmal wirkt die Naivität, mit welchen die Sagen angefertigt werden, geradezu rührend. Da wohnen in einem Raume, der zum Gebiet der Grabeskirche gehört, abessinische Mönche. Blutarme, gutmütige Menschen, haben sie in einem Gartenplatz ihre Hütten angelegt, wahre Hundeställchen von vier Fuß Höhe, vier Fuß Breite und Mannslänge; im kalten Wetter zünden sie draußen — denn im Innern der Häuschen ist kein Platz dazu — ihr Kohlenbecken an und wärmen bescheidentlich ihre Finger. Aber, wie arm sie sind, sie mußten doch auch in ihrem Revier eine historische Merkwürdigkeit vorzuzeigen haben, und da wählten sie einen Ölbaum, der dem Aussehen nach etwa achtzig Jahre alt sein mag: das ist für sie die Stelle, an der Abraham seinen Sohn geopfert, nach einer neuern Deutung sogar die „Hecke," an welcher der Widder hing, den der Erzvater an Isaaks Stelle schlachtete. Viele augenscheinlich falsche Bezeichnungen verdankt man gewiß nur der Unwissenheit der Fremdenführer, Dragomane u. s. w., die schon im Mittel-

alter dem Pilger ebenso nötig gewesen sein werden, wie jetzt dem Touristen, und die sich redlich bemühen, die Verwirrung der Namen noch zu vermehren; denn die meisten kennen selbst die landläufigen Legenden nur mangelhaft. Aber die Legenden selbst haben auch die offenbare Neigung, jedem bemerkenswerten Punkt eine spezialisirte Bedeutung zuzuschreiben: in jeder Höhle liegen Könige oder Propheten begraben, zu jedem biblischen Namen wissen sie ein Haus oder ein andres Denkmal anzugeben. Und wenn man die Erzählungen älterer Pilger mit dem neuern Bestande der Merkwürdigkeiten vergleicht, so sieht man, wie die Beschreibungen der alten nicht mehr auf die Gegenwart passen, wie vieles erst spät erfunden, andres abgeändert worden ist. Kurz, Jerusalem ist ein Boden, welcher der gründlichen geschichtlichen Kritik noch harrt, und wir, die wir dieser entbehren müssen, kommen mit dem Gefühl zurück, daß sehr viel Altes und Interessantes vorhanden ist, daß aber die landläufigen Benennungen nur an wenigen Stellen die Vermutung der Richtigkeit für sich haben, da nämlich, wo der Augenschein so deutlich für die Bedeutung der Denkmale spricht, daß die Benennung kaum fehl gehen konnte. Am südlichen Abhange des Ölberges z. B. liegt eine vielfach gewundene, halb verschüttete Höhle; sie heißt „die Prophetengräber." Ein Blick in das Innere zeigt gekrümmte Gänge, in denen Schiebgräber, Nischen zum Einführen der Überreste, in den Felsen gehauen sind. Diese Gräberform ist jüdisch, die Arbeit sehr roh, sodaß sie ein hohes Alter verrät; da unterliegt es keinem Zweifel, daß wir die altjüdische Grabstätte einer ausgezeichneten Korporation oder Familie vor uns haben; wenn man uns aber eine zerfallende türkische Kapelle als Grab Rachels

oder die ſchon erwähnten Monumente halbgriechiſchen Stils als Gräber Abſalons und ſeiner Zeitgenoſſen vorzeigt, dann erweckt man unſer Mißtrauen gegen die Überlieferung überhaupt.

Ich beabſichtige nun nicht, auf viele Einzelheiten einzugehen; dafür iſt Toblers Topographie und manches andre lehrreiche Buch da. Nur dem wichtigſten der Monumente, der Grabeskirche, widme ich einige Worte; leider iſt das, was da zu ſagen ſein wird, weſentlich unerquicklich.

Auf dem Vorplatze empfängt uns ein Gewimmel von ruſſiſchen Pilgern, Männern und Frauen: es ſind deren über zweitauſend hier, und ſie warten des Nachmittags abteilungsweiſe, um in der Kirche zu ſchlafen; denn kein Mudſchik würde ſich für einen richtigen Hadſchi halten, wenn er nicht in der Kirche wenigſtens eine Nacht zugebracht hätte; des Morgens aber gehen ſie aus und ein, um ihre Gebete zu verrichten und die heiligen Steine zu küſſen. Die Faſſade ſieht grau und etwas formlos aus; ſie enthält bemerkenswerte Einzelheiten, liegt aber eingeklemmt zwiſchen Seitenbauten, ſodaß ſie ſich nicht architektoniſch entwickeln konnte. Wir treten ein, und das erſte, was uns ins Auge fällt, ſind ein Dutzend Türken und Araber, die gleich am Eingange von Regierungswegen ihren Standplatz haben und beſtellt ſind, bei den kleinern Prügeleien, welche die Chriſten verſchiedener Kirchen dort aufführen, die Ordnung herzuſtellen.

Etwas angefröſtelt von dem Gedanken, daß ſolche Wächter an ſolcher Stelle noch heute nötig ſind, gehen wir weiter. Die Kirche iſt ein weitläufiger Bau, mit einer ſolchen Menge von Kapellen und Receſſen, daß es ſchwer wird, ſich in ihr zu orientiren, und daß wir hier in der

Beschreibung gänzlich darauf verzichten müssen, von etwas anderm als dem heiligen Grabe selbst zu reden. Unter der Hauptkuppel steht, frei in der Kirche aufgemauert, eine besondre Kapelle. Sie enthält ein Vorzimmer mit nackten Wänden, nur je ein fußgroßes rundes Loch führt nach beiden Seiten in das Mittelschiff der Kirche; von diesen Löchern werden wir noch zu sprechen haben. Auf das Vorzimmer folgt die „Engelskapelle," niedrig und länglich; hier liegt ein Stein, in Marmor gefaßt; es soll derjenige sein, den der Engel vom Grabe Christi wälzte. Dahinter geht man durch ein niedriges Thürchen und da liegt, schmal und eng, sodaß nur drei Personen darin stehen können, die eigentliche Kapelle des heiligen Grabes. Dort zeigt man uns eine zwei Meter lange, querüber gespaltene Marmorplatte, welche eine trog- oder sargähnlich geformte Erhöhung deckt: das ist der Überlieferung gemäß das Grab des Heilandes. Von dem Felsencharakter desselben ist zur Zeit nichts zu sehen; die Kapelle ist vielfach umgemauert und schon seit Jahrhunderten mit Marmor verkleidet. Zahlreiche kostbare Lampen brennen darin, und in der niedrigen Decke sind Rauchfänge angebracht, durch welche der Qualm abzieht. Griechen, Lateiner und Armenier unterhalten je dreizehn derselben, die Kopten vier, und jede Konfession wacht eifersüchtig darüber, daß keine der andern sich eine größere Zahl anmaße.

Wir verlassen die Grabkapelle und treten wieder in den sie umgebenden Raum der Grabeskirche. Da hört sofort die Sammlung auf, mit der wir jene betrachteten. Denn da stehen wir mitten im Zank der modernen Konfessionen und im Schmutz der Pilger. Die Kirche ist schlecht gehalten; sie gehört bekanntlich fünf Kirchengemeinschaften:

der griechiſchen, der römiſch-katholiſchen oder, wie man hier ſagt, der lateiniſchen, der armeniſchen, ſyriſchen und koptiſchen. Die Griechen und Armenier beſitzen den größten Raum, die Rotunde, welche die Grabkapelle umgiebt, und den Berg Golgatha, die Lateiner ſind in eine größere ſeitliche Kapelle, die Syrer und Kopten in kleinere Kapellen zurückgedrängt. 1808 brannte die äußere Kirche ab, und die griechiſche Kirchengemeinſchaft benutzte die Gelegenheit, den größten Teil des Neubaues in ihren Beſitz zu bringen, indem ſie die reichlichſten Geldbeiträge dazu lieferte.

Die Art und Weiſe, wie die Konfeſſionen, namentlich die Griechen, ihren Beſitz benutzen, iſt geradezu ſchmachvoll. Es geht bei uns wohl eine dumpfe Sage, daß in der heiligen Grabeskirche großer Unfug getrieben werde oder worden ſei: aber wie ſchlimm die Sache iſt, das erfährt man erſt an Ort und Stelle. Da liegt ein Häufchen Schmutz auf der Grenze zwiſchen Syrern und Griechen; warum wird es nicht fortgeſchafft? Weil jede von beiden Parteien Anſpruch darauf macht, daß die Stelle ihr gehört und keine dulden will, daß die andre dort, indem ſie den Beſen ſchwingt, eine Beſitzhandlung vornimmt. Da ſitzt eine zerbrochene Fenſterſcheibe über der Grenze von Syrern und Kopten; warum wird der Schaden nicht ausgebeſſert? Ja, vor anderthalb Jahren ging die Scheibe entzwei, und da kamen die Kopten mit einem Glaſer, um eine neue einſetzen zu laſſen. Aber die Syrer kamen mit einem andern, und es entſpann ſich eine Prügelei. Die Kopten waren unvorbereitet, die Syrer aber hatten Knüttel mitgebracht, ſchlugen von den Kopten einen auf der Stelle tot und verwundeten vier, von denen drei nachher geſtorben ſind.

Der größte Skandal aber ist das berüchtigte griechische Osterfest mit der Ceremonie des heiligen Feuers. Ich hatte nicht die Gelegenheit, sie selbst zu sehen, aber das, was alle hier ansässigen Europäer darüber berichteten, lautet so übereinstimmend, daß ich keinen Zweifel an der Richtigkeit der mir gemachten Angaben hege. Schon am Karfreitage beginnt der Lärm, die Pilger griechischen Glaubens (sehr viele Russen) und die Armenier versammeln sich in der Grabeskirche, Griechen links, Armenier rechts von der Grabkapelle. Dort schlafen sie, rennen herum oder binden sich an das Grab an, um sich Plätze in der Nähe desselben zu sichern.*) Samstags wohnen sie in der Kirche, schreien und singen, bis endlich des Nachmittags das heilige Feuer kommt. Die Lampen in der Kirche werden gelöscht; ein hoher Geistlicher, man nennt ihn hier den „Feuerbischof," begiebt sich in den Vorraum des heiligen Grabes; dort bleibt er bei verschlossener Thür, und plötzlich schlägt durch die beiden obenerwähnten Löcher der Wand, in die große Kirche hinein, eine puffende Flamme von Theaterfeuer. Die Pilger sagen, das Feuer komme aus der Spalte des Grabsteines Jesu hervor, züngle durch die davor befindliche Kapelle und schlage zu den Löchern heraus, links für die Griechen, rechts für die Armenier. In frühern Jahrhunderten scheint man mehr Umstände gemacht zu haben; da sahen die Pilger das Feuer vom Himmel herabsteigen; jetzt machen die Griechen selbst kein Hehl daraus, daß der Feuerbischof mit Kolophonium und „utan swafel" operirt. Sobald die Flamme herausgeschlagen ist, öffnet

*) Was sie sonst noch thun, kann hier kaum angedeutet werden — man schreibt in russischen Bauernkreisen der Grabeskirche eine besondre Wunderkraft gegen die Kinderlosigkeit der Ehepaare zu.

ſich die Thür der Kapelle und der Geiſtliche tritt mit brennenden Kerzen, die angeblich am „heiligen“ Feuer angezündet ſind, heraus in die Kirche; bei ihm entflammen die Pilger ihre mitgebrachten Kerzen, und in einem Nu iſt die Kirche in ein Meer von Lichtern verwandelt; manche bezahlen hohe Preiſe, um die erſten zu ſein, welche anzünden dürfen. Die Pilger, namentlich die Ruſſen, benutzen nun zunächſt das heilige Feuer, um ſich zu verbrennen; denn nach ihrem Glauben heilt die Flamme desſelben alle Schäden und ſchützt gegen ſolche. Männer verbrennen ihr Geſicht, Frauen ihren Leib, die heimlichſten Teile werden ungeſcheut in der Öffentlichkeit angebrannt — und dann beginnt die Prügelei. Hergebracht iſt, daß die Griechen anfangen, auf die Türken loszuſchlagen; die Kirche iſt von dreihundert Soldaten umſtellt, die aber den ſtrengen Befehl haben, ihre Waffen nur im äußerſten Notfall zu gebrauchen; ſie laſſen ſich alſo eine Weile geduldig angreifen und wehren ſich nur mit den Fäuſten. Dann aber kehrt ſich die Wut der Griechen gegen die Armenier, die internationale·chriſtliche Keilerei fängt an, und dann kommt Sami Bey, der Polizeipräfekt, mit der Nilpferdpeitſche, haut über Köpfe und Rücken und treibt die Bande zum Tempel hinaus in des Wortes wörtlichſter Bedeutung.

Das iſt die Scene, welche die Griechen alljährlich am Karſamſtage auf dem Grabe ihres Erlöſers und vor den Augen der Muhammedaner aufführen, und die allein reicht aus, um die Verachtung zu erklären, womit die Muhammedaner auf die Chriſten hinabſehen. Erfahrene Beobachter wollen bemerkt haben, daß es von Jahr zu Jahr wieder dieſelben Menſchen ſind, welche den Skandal anfangen; man hält dafür, daß ſie bezahlt werden. Da liegt

die Vermutung nahe, daß ein politischer Hintergedanke darunter stecke. Hier geschieht nichts in der griechischen Kirchengemeinde, was Rußland ernstlich hintertreiben will; seit dem Krimkriege hat die nordische Macht, in ihrer bekannten zähen Weise vorgehend, ihren Einfluß an diesem Mittelpunkte des orthodoxen Glaubens verstärkt — er war bereits 1878 größer, als in der Zeit vor 1854. Der letzte Reaktionsversuch fand 1884 statt: die national-griechische Partei der morgenländischen Kirche versuchte einen von ihren Leuten, den begabten Priester Photius, als Patriarchen durchzusetzen. Aber das Unternehmen endete damit, daß Photius in ein Strafkloster am Sinai geschickt (er soll unterwegs einen Sprung ins Meer gethan und sich ertränkt haben), als Patriarch aber Msgr. Nikodemus, halber Russe und ganze Kreatur Rußlands, eingesetzt wurde.

Bei solchen Verhältnissen muß man sich sagen, daß die Prügelei in der Grabeskirche auch nur deshalb existirt, weil sie vom russischen Konsul und vom Patriarchen geduldet oder befördert wird, und die Berechnung, die dies erklären kann, ist einfach die: Wenn die Unhaltbarkeit des gemeinschaftlichen Besitzrechts aller Kirchengesellschaften an der Grabeskirche praktisch dargethan wird, so kann die schließliche Lösung des Streites nur darin bestehen, daß diejenige Kirchengesellschaft, die jetzt schon die stärkste ist, die übrigen mehr und mehr verdrängt. Die Prügeleien sind gewissermaßen Besitzhandlungen zu gunsten der stärksten Partei, welche man in Jerusalem vornehmen läßt; bei gelegener Zeit können sie auch als Handhaben zum Eingreifen dienen. *)

*) Nachschrift (1888). Ein Jahr, nachdem das Obige geschrieben wurde, hat die große offizielle Schlägerei ein Ende gefunden; nach Privatbriefen, die dem Verfasser aus Jerusalem zugegangen sind, haben sich

Über das Miſſionsweſen iſt im großen und ganzen ebenſo wenig Erfreuliches zu ſagen, wie über ſeinen Centralpunkt, die Grabeskirche. Lärm genug macht es freilich; Paläſtina iſt das Paradies der Miſſionen und Hoſpize. Schon in Beirut treten einem die ſtattlichen Gebäude engliſcher Geſellſchaften entgegen; hier in Jeruſalem beherrſcht das Miſſions- und Hoſpizweſen die ganze Phyſiognomie des Lebens. Iſt ein großes Gebäude weder Kirche noch Moſchee oder Synagoge, ſo dient es den Pilgern oder der Bekehrung.

In die Miſſion teilen ſich weſentlich Proteſtanten, Griechen und römiſche Katholiken; die kleinen Kirchen des Orients ſtreben weniger nach Erweiterung ihres Beſtandes als nach Aufrechterhaltung deſſen, was ſie jetzt beſitzen.

Die Miſſionsthätigkeit iſt teils direkt, an Erwachſene gerichtet, teils indirekt, indem die Kinder- und Krankenverpflegung mit Bekehrung verbunden wird.

Was die direkte Miſſion angeht, ſo zerfallen die Leute, welche man bekehren könnte, in Muhammedaner, Juden und Chriſten. Daß ein erwachſener Muhammedaner ſich ernſtlich zum Chriſtentum in irgend einer Form bekehrt hätte, das ſcheint nie vorgekommen zu ſein. Teils mögen die Leute, welche einmal die islamitiſche Erziehung durchgemacht haben, für unſre religiöſen Anſchauungen vernagelt ſein, teils iſt nicht zu verkennen, daß das, was ihnen in der Grabeskirche vor Augen geſtellt wird, nicht danach angethan iſt, irgend welche Achtung und Zuneigung bei ihnen zu erwecken.

---

die Pilger zu Oſtern 1886 nur noch ſchwach und 1887 gar nicht mehr geprügelt. Arrangirt man jetzt einmal in Zukunft ein neues Volksfeſt der beſchriebenen Art, ſo kann um ſo leichter eingeſchritten werden, da es ſich der Öffentlichkeit gegenüber zu einem großen Skandal aufbauſchen läßt.

Wer sich eine Vorstellung davon bilden will, wie die Islamiten auf das christlich-religiöse Wesen herabsehen, der denke sich etwa, daß bei uns die Juden in fünf Sekten zerfielen, daß diese Sekten sich gegenseitig verdammten und untereinander in den Synogogen balgten, daß eine der anderen ihre Seelen abspenstig machte und über die „Rettung" der gewonnenen triumphirte, daß dabei das Judentum mit der Absicht aufträte, etwa die katholische Bauernschaft einer deutschen Provinz zu sich zu bekehren — so wie der münsterländische Bauer auf diese Juden blicken würde, blickt der arabische Muhammedaner auf die Christen zu Jerusalem. Und selbst wenn er eine bessere Ausschau in die europäische Civilisation gewänne, so würde doch seine Bekehrung praktisch unübersteigliche Schwierigkeiten haben; denn die Duldsamkeit der Türken hört bei dem Punkte plötzlich und vollständig auf. Ein türkischer Unterthan, der öffentlich vom Islam zum Christentum überginge, würde eines Tages verschwunden sein und irgendwo in Yemen oder Albanien unter den Soldaten wieder zum Vorschein kommen; dort hielten ihn die Behörden en famille, und da würde man ihm die alte Rechtgläubigkeit wieder einzutrichtern wissen. Massenfanatismus kann man den Orientalen schon noch zutrauen, aber individuelle Anlage zum Märtyrertum sicherlich nicht.

Die Juden bilden das besondere Arbeitsfeld der englischen Mission, deren Organe übrigens durchgängig deutsche Prediger sind. Die protestantische Geistlichkeit selbst verschließt sich der Wahrnehmung nicht, daß der regelmäßige Grund der Bekehrungen bei den Juden die materielle Not ist. Einem Übertretenden in der Vorbereitungszeit zahlen die Engländer seinen Lebensunterhalt nebst

etwa einer Mark täglich; nach der Taufe wird ihm eine Beschäftigung, eine kleine Werkstatt oder dergleichen zugewiesen. Früher waren die Unterstützungen, mit denen man zur Bekehrung anlockte, größer: der beste Gasthof der Stadt gehört noch heute einem getauften Juden, dem er ursprünglich von der englischen Mission eingerichtet worden ist. Jetzt, wo die Zahl der Bekehrten wächst, reichen die Mittel nicht mehr zu großen Unterstützungen aus; aber kleinere muß man leisten — sonst treten die Bekehrten alsbald zu einer andern Religionsgesellschaft über, die ihnen mehr greifbaren Vorteil bietet.

Die übrige direkte Missionsthätigkeit geht durchweg darauf aus, Angehörige einer christlichen Kirche zu einer anderen Kirche herüber zu ziehen. Dabei sieht man denselben Grundsatz herrschen, von dem wir oben sprachen, die Anwendung materieller Überredungsgründe. Ein einzelner aus dem Leben genommener Fall erklärt dies besser als lange Auseinandersetzungen. Dreißig griechisch-orthodoxe Familien werden von den Türken um ihre Steuer gedrängt und bekehren sich zum Protestantismus, um den vermeintlichen Schutz der protestantischen Genossenschaft genießen zu können. Man nimmt sie mit Freuden auf. Einige Zeit nachher drängen die Türken sie wieder um die Steuer. Da gehen sie zum Pfarrer und erklären: „Herr und Vater, jetzt ist es Zeit, daß du unsere Schulden zahlst." Der Pfarrer antwortet: „Ich habe keine Mittel dazu," und acht Tage später waren sämliche dreißig Familien wieder in den Schoß ihrer früheren Kirche zurückgekehrt, nachdem der Patriarch derselben ihnen das verlangte Geld gegeben hatte.

Wenn man hier Dutzende von derartigen Bekehrungs-

geschichten erzählen hört, sinkt die Achtung vor dem sittlichen Wert der Bekehrungen natürlich auf Null. Damit der Leser nicht etwa glaube, daß ich hier eine übereilte, aus mangelhafter Anschauung gebildete, persönliche Ansicht vortrage, lasse ich mein eigenes Urteil ganz beiseite und führe einige Sätze aus einer Quelle an, die alle denkbare Bürgschaft bietet, sowohl was Erfahrung, wie was Wohlwollen gegen das Missionswerk im allgemeinen angeht. Licentiat Dr. Reinicke, Pfarrer der evangelischen Gemeinde von Jerusalem, schreibt in der „Zeitschrift des deutschen Palästinavereins," Band VI, Heft I, Jahrgang 1883: „Unter den Bekennern des Islams ist Mission bei der derzeitigen Sachlage eine faktische Unmöglichkeit. . . . Exklusiv und feindlich steht das Judentum dem Christentum gegenüber, und Anknüpfungspunkte behufs Unterweisung in unserer Religion sind fast nur möglich, wenn christliche Barmherzigkeit an bedrückten und notleidenden Juden geübt worden ist. . . ." Dann heißt es nach einer Schilderung, welche ehrlich ausspricht, daß die erwachsenen Bekehrten vom Geiste des Christentums nichts nennenswertes erfassen: „Unter solchen Verhältnissen muß an jeden, der mit der evangelischen Mission in Palästina zu thun hat, die Frage herantreten: Soll man länger Gemeinden von Erwachsenen pflegen, da dieselben ja, wie die Erfahrung immer aufs neue zeigt, durchaus unzuverlässig sind? Wir würden unbedingt mit Nein antworten, wenn nicht die Liebe Christi uns drängte, niemand und nichts aufzugeben. . . ."

Wo die Verhältnisse so liegen, richtet sich der Erfolg wesentlich nach der Summe der Geldmittel, welche die Missionare aufzuwenden haben. Da stand früher die griechische Kirche obenan; sie entriß der römischen massenhafte

Proselyten. In den letzten Jahrzehnten aber, namentlich seit 1847 das lateinische Patriarchat wieder hergestellt wurde, überwiegt der Einfluß der römisch-katholischen Franziskaner. Diesen fließen reichliche Geldspenden aus verschiedenen, im Laufe der Zeit wechselnden Teilen der Erde zu. Wie mir einer ihrer Vorsteher sagte, wird augenblicklich das meiste in Südamerika gesammelt und wäre die tägliche Ausgabe des Klosters für Verpflegungs- und Bekehrungszwecke auf über 2000 Franken anzuschlagen. Dabei kämpfen die Patres freilich mit der Schwierigkeit, daß ihre moralischen Grundsätze strenger sind und schärfer gehandhabt werden, als die der konkurrirenden griechischen Geistlichkeit — und das sagt den Proselyten nicht zu, die an die laxe Formelfrömmigkeit der orthodoxen Kirche gewöhnt sind. Aber sie setzen dem einen Eifer entgegen, der manches ausgleicht, und sie sind wegen der Unduldsamkeit, mit welcher sie die Herrschaft über einmal Bekehrte festhalten, von den Anstalten der anderen Kirchen geradezu gefürchtet.

Erst vor kurzem hatte das syrische Waisenhaus zwei Pfleglinge aufgenommen, die von katholischen Eltern stammten, und das katholische Waisenhaus jagte sie ihm mit Gewalt wieder ab. Derartiges fällt nicht mehr auf; das Waisenhaus der Diakonissen nimmt schon keine katholischen Kinder mehr auf, weil es ihretwegen zu viel Unannehmlichkeiten mit den Franziskanern gehabt hat. Jede der oben genannten Konfessionen besitzt Waisen- und Erziehungshäuser, und zwischen allen herrscht der gleiche, erbitterte Streit.

Was an wirklich nützlichen Leistungen bei dem ganzen Wesen herauskommt, das ist bald gesagt: Krankenpflege. Zu erwähnen ist insbesondre das deutsche Hospital des

Diakonissenvereins, welches jährlich über 500 Kranke aufnimmt und in einer Poliklinik etwa 5000 Menschen behandelt. Die Aufgenommenen sind durchweg Eingeborene, ohne Unterschied der Religion. Zu erwähnen ist ferner das Asyl für Aussätzige der Baronin von Keffenbrinck. Der Aussatz, der da gemeint ist, ist nicht derselbe, den Moses in seinen Gesundheitsgesetzen beschreibt (denn die Kennzeichen stimmen nicht überein), sondern die moderne Lepra. Es besteht schon länger ein türkisches Leprosenhaus, aber da werden die Leute ohne Unterschied des Geschlechts bei Nacht wie das Vieh zusammengepfercht und bei Tage liegen sie an den Straßenecken, um zu betteln. Die scheußliche Krankheit spricht sich in Hautknoten, Abschwären der Finger und Gelenke, fehlenden Nasen, Stimmlosigkeit und Vertierung der Gesichtszüge aus; es ist ein jammervoller Anblick, wenn die Ärmsten den Reisenden anstöhnen, um eine Kupfermünze zu bekommen. Im deutschen Asyl sind die Geschlechter getrennt, die (etwa 20) Kranken unter guter Aufsicht und das Betteln ist verboten. Man bringt ihnen auch etwas Christentum bei, aber wenig ist es, was ihr herabgekommener Verstand zu fassen vermag. Die Krankheit ist nach Angabe der hiesigen Ärzte hierzulande nicht mehr ansteckend, sondern nur erblich, sodaß sie durch Ausdehnung einer so menschenfreundlichen Anstalt ganz auszurotten wäre.

Auch die Kindererziehung hat einigen Wert, aber nicht so viel, wie man denken sollte, denn ein namhafter Teil der Erzogenen fällt später in den Schmutz und die Stumpfheit des Fellachenlebens zurück. Es ist bei dem ganzen Wesen unzweifelhaft viel ehrlicher Wille, viel aufrichtige Menschenliebe und Glaubensüberzeugung in Thätig-

keit, aber auch viel Schwärmerei und falsche Philanthropie, die ihre Wohlthaten so planlos giebt, daß sie mehr schaden als nützen, viel Seelenfängerei, die einfach nach den Zahlen der Bekehrten rechnet, ohne ernstlich ihre sittliche Hebung zu erstreben, oft genug auch eine hysterische Überspanntheit, die sich in mystischer Glaubensschwelgerei ergeht. Damen, die sich speziell als „Braut Christi" bezeichnen und demgemäß weiße Kleider tragen, sind auf dem Jerusalemer Pflaster eine periodisch wiederkehrende Erscheinung. Im ganzen könnte die Arbeit, welche man dem hiesigen Bekehrungsfelde widmet, sicherlich in der Heimat nützlicher und gesunder verwendet werden.

Eine besondere Stellung unter den specifisch christlichen Einrichtungen der Gegenwart nehmen diejenigen ein, welche die Ausbreitung des Christentums mit einer volkswirtschaftlichen Grundlage in Verbindung bringen. Es sind in den letzten Jahrzehnten drei Versuche nach dieser Richtung gemacht werden.

Der älteste derselben war die Einrichtung der „Missionskaufleute," die von dem Baseler Spittler ausging. Es sollten sich von Palästina bis nach Arabien und Ägypten Kaufleute, in den Städten auch Handwerker etabliren, geschäftlich Fuß fassen und zugleich die Mission betreiben. Einige Häuser und Werkstätten der Art sind wirklich eingerichtet worden; aber es gelang ihnen entweder nicht, Fuß zu fassen, oder es gelang ihnen nur, indem sie die Missionsthätigkeit aufgaben, und jetzt sind nur noch zwei von den Firmen übrig, ein Bankhaus und ein Kaufgeschäft; die Besitzer interessiren sich für religiöse Angelegenheiten, treiben aber keine Mission mehr.

Das zweite Unternehmen führe ich an, nicht weil es

eine ernstliche Bedeutung gehabt hätte, sondern weil es so recht bezeichnend ist für die Art, in der hier Schwärmerei und Realismus durcheinanderläuft. Seine Träger waren amerikanische „Templer," oder, wie sie selbst sich nannten, Mitglieder der Messiaskirche.

Diese erschienen um 1866—67 mit einem eigens ausgerüsteten Schiffe, brachten hölzerne Häuser und Zubehör mit und beabsichtigten: 1. den Tempel zu Jerusalem wieder aufzubauen, d. h. den wirklichen Tempel Salomons aus Stein und Holz, 2. im Verfolg dieser Handlung das Paradies auf Erden herzustellen. Was den ersten Punkt des Programms angeht, so fand sich, daß der Platz des Tempels bereits von der Sachramoschee besetzt und nicht zu haben war. Der zweite entwickelte sich, wie zu erwarten: nach einem Jahre, in welchem sie allerdings viel durch Krankheit litten, war die Zwietracht im Innern der Gemeinde so paradiesisch angewachsen, daß völliger Zerfall eintrat. Die große Mehrzahl kehrte nach Amerika zurück. Jetzt ist noch einer von ihnen übrig, der sich als Reiseführer für den Orient etablirt hat.

Ganz anderen Charakter hat die Gemeinde der Gläubigen, welche jetzt Templer genannt werden und sich selbst den Namen Tempelfreunde beilegen; sie wollen auch einen Tempel errichten, aber einen geistigen, und sie interessiren uns, weil sie die deutschen Ackerbaukolonisten Palästinas sind.

Sie sind hervorgegangen aus württembergischen Pietisten, und zwar aus der Gruppe, welche sich an die Prophetenauslegung des Tübinger Professors Bengel anlehnte. Ihr geistlicher Leiter ist Christoph Hoffmann, und aus dessen Schrift „Orient und Occident" kann man die dogmatisch

allerdings ſehr unbeſtimmten religiöſen Anſchauungen der Leute entnehmen. Hoffmann verwirft alles Kirchentum, welches ſich nach ihm vom echt chriſtlichen Weſen entfernt hat. Er läßt der ſubjektiven Überzeugung des Einzelnen in Bezug auf das, was er glauben will oder vielmehr kann, den weiteſten Spielraum, würde ſogar einem Straußianer die Fähigkeit zur Aufnahme in ſeine Gemeinſchaft nicht abſprechen. Aber er ſieht in den altteſtamentlichen Weisſagungen, wie Bengel ſie ausgelegt hat, die Zeichnung eines idealen Zuſtandes der Menſchheit. In jenen Weisſagungen iſt die Ordnung, welche Gott der Welt geben will, niedergelegt, und das echte Chriſtentum iſt gekommen, um das Geſetz und die Propheten zu erfüllen, alſo um den Inhalt jener thätlich ins Leben zu rufen. Dies zu thun, iſt die Aufgabe der echten Chriſten; ſie müſſen alſo aus den Weisſagungen das Programm der Zukunft entnehmen, und zwar das vollſtändige, nicht bloß das religiöſe, ſondern auch das volkswirtſchaftliche und ſociale. Die Weisſagungen deuten darauf, daß der Boden, auf welchem die Verwirklichung ſtattfinden ſoll, das gelobte Land iſt. Deshalb wurde Paläſtina auserſehen, um einen thatſächlichen Verſuch mit der Ausführung der obigen Ideen zu machen. Dort ſollen die Anhänger der Lehre ſich anſiedeln, geordnete Verhältniſſe nach den Vorſchriften der Weisſagungen einführen, den Eingeborenen durch Beiſpiel und Muſter das Chriſtentum annehmbar machen und vom Orient aus rückwirkend die kirchlichen und ſozialen Zuſtände Europas regeneriren.

Wie man aus dieſem Programm ſieht, iſt die Bewegung, von der die Tempelkolonien ausgingen, der Idee nach auf großen, ja allumfaſſenden Maßſtab angelegt.

Aber ihre Ausführung beschränkt sich zunächst auf eine kleinere Anzahl von Menschen; einesteils ist die Zahl der Anhänger überhaupt nicht groß, andernteils wäre es nicht zweckmäßig gewesen, die Ansiedlung gleich von vornherein mit Armen zu belasten; es mußte im Gegenteil wünschenswert erscheinen, möglichst wohlhabende Kolonisten einzuführen, die sich auf Grund mitgebrachten Kapitals halten konnten. So schritt denn die „Tempelgesellschaft," nachdem die Landesverhältnisse vorher durch Kundschafter untersucht waren, 1868 zur ersten größeren Unternehmung (eine kleinere war an dem unzuträglichen Klima des Ansiedlungsortes Semuniji gescheitert). Unter Führung der Herren Hoffmann und Hardegg gingen 1868 und 1869 etwa hundert Seelen teils nach Chaifa, teils nach Jaffa. Die türkische Regierung machte ihnen viel Schwierigkeiten, weil sie verlangte, daß alle Ansiedler türkische Unterthanen werden sollten. Sie blieben aber im deutschen Schutzverbande, scheinen übrigens den Einspruch der Pforte mehr ignorirt als beschwichtigt zu haben. Im Laufe der Jahre wuchs die Zahl der Eingewanderten auf etwa 800 Seelen und es wurden neue Kolonien angelegt. Jetzt ist der Bestand derselben folgender: 1. Acker- und weinbautreibende Kolonie Chaifa (350 Einwohner), 2. Hauptkolonie Jaffa (205 Einwohner, meist Handwerker, einige Gärtner), 3. Nebenkolonie Sarona bei Jaffa, 3 Kilometer von Jaffa (194 Einwohner), treibt wesentlich Ackerbau und einige damit zusammenhängende Gewerbe, 4. Kolonie der Ebene Rephaim, 1 Kilometer südwestlich von Jerusalem, und 5. die Kolonie Jerusalem selbst. Die beiden letzten sind nicht scharf zu trennen, haben zusammen 257 Einwohner, treiben wenig Ackerbau und viel Gewerbe.

Die Anſiedler aller Kolonien ſind vom Vorſtande der Tempelgeſellſchaft mit Rückſicht darauf ausgewählt, daß ſie den Anforderungen genügen, welche die Fremde an ihr Vermögen und ihre Intelligenz ſtellt. Sie haben in der That in ihrem Gebiet einen bedeutenden Aufſchwung hervorgebracht. Früher kannte man in Paläſtina keine Wagen, ſondern nur Transport zu Pferde, Eſel oder Kamel; ſie haben den Wagenverkehr ins Land gebracht. Sie haben Müllerei und Gärtnerei mit europäiſchen Mitteln aufgebracht, haben Senſe und Dreſchmaſchine eingeführt, haben Handwerker, von denen man eine anſtändige Arbeit verlangen kann, in Jeruſalem kennen gelehrt, beſitzen Apotheken und Ärzte, tüchtige Volksſchulen und in Jeruſalem ſogar ein Lyceum mit fünfzig Schülern; es entſpricht etwa einem deutſchen Progymnaſium mit Realſchule zweiter Ordnung. Sie haben auch zwei Gaſthöfe, einen guten in Jaffa und einen mittelmäßigen in Jeruſalem. Ihr Gewerbebetrieb ſoll im allgemeinen lohnen, der Ackerbau nicht in Geld rentiren, aber den Unterhalt aufbringen. Jedenfalls liefern ſie das erſte Beiſpiel von ordentlichem Wirtſchaftsbetrieb, welches Paläſtina ſeit langen Jahrhunderten geſehen hat.

Der religiöſe Kitt, der ſie anfangs zuſammenhielt, fängt indeſſen ſchon an, zu weichen. Zwiſchen den beiden Leitern, die anfangs vorhanden waren, entſtand bald der unvermeidliche Streit der weltlichen Gewalt mit der geiſtlichen. Hoffmann und Hardegg entzweiten ſich; infolge deſſen wurde Hoffmann 1874 zum alleinigen Leiter des Tempels erwählt; das hatte den Austritt Hardeggs und eine größere Spaltung zur Folge. In Jeruſalem und Jaffa hat dieſe Spaltung mehr die Form einer Oppoſition; in Chaifa haben

sich jedoch schon zwei getrennte Gemeinden mit getrennten Schulen gebildet, von denen die eine Hoffmann anhängt, die andere mehr zum kirchlichen Protestantismus zurückkehrt.

Die Gefahr für den geistigen Bestand der Kolonien liegt offenbar in dem Subjektivismus, auf dem sie fußen. So lange an ihrer Spitze eine dominirende Persönlichkeit steht, werden sie alle in deren Sinn gelenkt. Hoffmann ist eine solche und besitzt bei seinen Gläubigen ein fast diktatorisches Ansehen; aber er ist ein alter Herr, und wenn er dahingegangen ist, muß es sehr fraglich erscheinen, ob seine Sekte Bestand haben kann. Was ihr materielles Gedeihen anbetrifft, so finde ich die Stimmungen geteilt. Unter den hervorragendern Templern war einer oder der andere, welcher meinte, mit dem religiösen Princip werde auch das bürgerliche Bestehen der Gemeinden zu grunde gehen; andere, objektive und wohlunterrichtete Beurteiler glauben, ihre volkswirtschaftliche Grundlage sei solid genug, um den Zusammensturz der religiösen Schwärmerei überdauern zu können.

Ihr Ergehen ist von allgemeinem Interesse, als ein erstes Beispiel für das Gedeihen von dentschen Kolonien auf türkischem Boden. Sie selbst sagen ausdrücklich, daß sie jedes andere Land ihrem jetzigen Aufenthaltsorte vorziehen würden, wenn sie nicht eben um der Weissagung willen den letzteren für den einzig richtigen hielten. Sie halten sich, ohne gerade große Fortschritte zu machen oder erheblich an Wohlstand zuzunehmen. Wenn man von ihnen auf andere schließen will, darf man nicht vergessen, daß gerade der Zusammenhang einer Sekte ein gewaltiges Hilfsmittel für die Anfänge einer Ansiedelung ist; ferner, daß sie alle mit hinreichendem Kapital herkommen, um

Land zu kaufen, Häuſer anzulegen u. ſ. w. Wir haben es alſo bei den Templern mit einer Kolonie zu thun, die unter ausnahmsweiſe günſtigen Bedingungen angelegt wurde. Wenn die gerade nur Kraft genug beſitzt, um ſich zu halten, ſo iſt das nicht eben ermutigend für Anſiedler von der durchſchnittlichen Leiſtungsfähigkeit der deutſchen Auswanderer.

In einer Beziehung verdienen die Templer eine beſondere Note: ſie ſind echte ſchwäbiſche Hartköpfe geblieben. Im Lande der Orangen eſſen ſie Knödel mit Speck, wie an den Ufern des Kochers, die Einmiſchung türkiſcher Behörden halten ſie ſich zäh vom Leibe, und wenn der biedere Araber auf ihrem Felde arbeiten will, ſo bequemen ſie ſich nicht ſeinen Sprachbedürfniſſen an, ſondern ſie zwingen ihn, Deutſch zu lernen. Mit dieſem Verfahren haben ſie ziemlichen Erfolg gehabt; ein guter Teil von Jaffa und Sarona ſchwäbelt ganz niedlich. Es macht einen ungemein komiſchen Eindruck, wenn man von einem ſchwarzbärtigen, dunkelhäutigen Burnusträger plötzlich angeredet wird: „Herr, des iſch ä feins Wetterle, daß de Ingel im Hemmel ihre Freid dra hänt.“

4

Jeruſalem.

Fortſetzung: Der Haram.

29. März

Das iſt die einzige würdige Schau, voll der tiefſten geſchichtlichen Anregung, die Jeruſalem zu bieten hat, der Harâm eſch-ſcherif, der heilige Bezirk. So nennen die Muhammedaner den jetzt in ihrem Beſitze befindlichen Raum des Berges Morija, auf welchem dereinſt der Tempel Salomos geſtanden hat. Freilich muß man noch manches in den Kauf nehmen, was das reine Intereſſe an dem gewaltigen Platze ſtört; es iſt nicht ſowohl eine gewiſſe urwüchſige Verwilderung der nächſten Umgebung, welche die Kritik herausfordert, als die intellektuelle Verwilderung des Rankenwerks von Legenden und Mythen, mit welchem die Einbildungskraft der Araber das Heiligtum ausgeſtattet hat.

Über die erſtere ſetzt ſich ein vernünftiger Beſchauer leicht hinweg, ſie kann ſogar den Eindruck des Ganzen erhöhen; die letztere aber tritt einem ſo ſtark entgegen, daß man ſie erſt gewaltſam abſchütteln muß, um das thatſächlich Vorhandene unbefangen auf ſich wirken zu laſſen.

Die Semiten ſind offenbar mehr als alle anderen Kulturvölker geneigt, das Wunderbare immer und überall in das Tagesleben hineingreifen zu laſſen. Im engſten Zuſammenhange damit ſteht, daß ihr Staatsideal die direkte Theokratie iſt, die unmittelbare, wunderhafte Gottesherrſchaft, welche dem heutigen Khalifatsaraber noch ebenſo nahe liegt, wie dem jüdiſchen Prieſter des alten Teſtaments. Die gleiche Neigung offenbart ſich in der unbegrenzten Fähigkeit, Mythen oder Legenden zu bilden und ſie an Stellen und Dinge zu heften, die ihnen täglich vor Augen ſtehen. Sie ſchaffen die Legende nicht bloß, ſondern ſie lokaliſiren ſie auch und zeigen ihre Spuren: wo Muhammeds Kamel niedergekniet iſt, da bleibt ein Abdruck im Felſen, wo der Erzengel Gabriel den Stein berührt hat, da hat er ſeine Fingermale eingegraben, wo Jeſus auftrat, da muß eine Fußſpur das Andenken bewahren. Wo eine Sage iſt, da wird ein lokaliſirter Überreſt erfunden, wo ein auffallender Gegenſtand iſt, da wird die Sage geſchaffen, welche geſtattet, ihn als ein ſichtbares Zeichen des Geſchehenen zu deuten. Daß es ihnen dabei auf geſchichtliche Genauigkeit nicht ankommt, verſteht ſich von ſelbſt. So führt uns z. B. ein alter Scheich an eine ſteinerne Vertiefung, offenbar eine alte Niſche von vier Fuß Höhe in einem ſechs Fuß hohen Marmorblock, der jetzt horizontal gelegt iſt, und erklärt dazu mit augenſcheinlicher Achtung: „Das iſt die Wiege von Exzellenz Jeſus, die Ruhe Allahs ſei auf ihm!“ Die angebliche Wiege liegt auf der Tempelſtätte in Jeruſalem und wiegt wenigſtens 800 Pfund, aber man kann nicht verlangen, daß der Mann ſich daran ſtören ſoll. Stärker ſchon iſt es, wenn ſie die nüchternſte, realſte Gegenwart, deren natürlicher Zuſammenhang ihnen täglich

vor der Naſe ſteht, zum phantaſtiſchen Wunder ausdeuten. Da ſteht man an einer beliebigen Stelle des heiligen Bezirkes. Der Araber tritt mit dem Fuß auf den Boden und zeigt, daß es überall hohl klingt. „Siehſt du, Sidi," ſagt er, „das iſt hohl, das alles trägt die Kraft Allahs über der Leere, unter uns rauſchen die Waſſer des Abgrundes." Und eine Viertelſtunde ſpäter führt uns derſelbe Mann in den Unterbau hinab, wo ſich zeigt, daß der ganze Bezirk auf alten Gewölben ruht! Dort finden wir auch die „Ställe Salomos," einen großen unterirdiſchen Raum mit ſtarken Pfeilern, der augenſcheinlich hergeſtellt worden iſt, um auf der von Natur unebenen Oberfläche des Berges eine ebene Terraſſe zu ſchaffen. Die Kreuzfahrer und Templer haben wirklich ihre Pferde hier angebunden, ſodaß die Bezeichnung „Ställe" nicht unrichtig iſt. Unſerm Araber aber hat König Suleiman (Salomo) das Werk durch dienſtbare Dämonen bauen laſſen, und „ſie haben, wie du ſiehſt, 3000 Säulen hineingeſetzt."

Wir machen die Augen auf und zählen im Nu, daß fünf Reihen von je zwölf Säulen vorhanden ſind; ich bin aber überzeugt, daß der Muſelmann, und wenn er 300 Jahre lebte, nie auf den Gedanken kommen würde, ſelbſt einmal nachzuzählen, wie viel Säulen denn wirklich daſtehen; es iſt ihm gar nicht um das wirklich Vorhandene zu thun, ſondern um die Fabel, er ſieht nicht 60 Säulen, ſondern mehr als er zählen kann, 3000. Möglich iſt immerhin, daß gerade der Mann, den ich da vor mir habe, den Glauben bloß heuchelt, er iſt ja ein Scheich und zieht den Nutzen davon, aber der große Haufen ſeiner Landsleute ſchaut die Dinge wirklich ſo an, wie jener ſie darſtellt.

Um einmal ein durchſchlagendes Beiſpiel von dieſer arabiſchen Sagenbildung zu geben, zähle ich hier das weſentliche auf, was die Leute über den heiligen Stein im Mittelpunkte des Haram und deſſen nächſte Umgebung berichten. Dieſer heilige Stein iſt ein hohlliegender Felſen, der den höchſten Punkt des Berges Morija bildet; über ihm ſteht der „Felſendom," das bedeutendſte Bauwerk des Islams und eins der heiligſten von allen.

Der heilige Stein iſt der Mittelpunkt der Welt. Er ſchwebt frei, durch ein Wunder getragen, über dem Abgrund. Auf ihm hat Abraham angebetet und hat hier ſeinen Sohn Ismael zum Opfer dargebracht (die jüdiſche Überlieferung verlegt die Opferung Iſaaks hierher und iſt wahrſcheinlich von den Arabern einfach mit Abänderung des Namens übernommen worden). Ismael ging ſpäter nach Mekka, wo ihn ſein Vater, deſſen Liebling er war, beſuchte; beide gründeten dort die Kaaba, wenig ſpäter aber baute Abraham dicht neben dem heiligen Steine dem einigen Gott das zweite Haus. (Der Fels ſoll nach den einen aus dem Paradieſe ſtammen, nach andern auf dem Rücken des Weltfiſches ruhen.) Auf ihm errichtete auch Salomon ſeinen Tempel und ſchrieb in ſeine Fläche den „Schem," den großen unausſprechlichen Namen Jehovas. Jeſus lernte mit Hilfe des ſalomoniſchen Siegels dieſen Namen leſen, und ſeitdem beſaß er die Wunderkraft, welche ihn auszeichnete. Muhammed der Erwählte wurde hierher entrückt in der großen Nacht des Geheimniſſes, da er ſeinen Ritt durch die ſieben Himmel machte. Der Erzengel Gabriel führte ihn hin, der Stein aber that ſeinen Mund auf und begrüßte den Propheten als den Geſegneten Gottes; man zeigt noch heute ſeine Zunge, einen unge-

fügen Vorsprung über dem Eingang der Höhle. In diese Höhle unter dem Stein führte der Erzengel den Muhammed und setzte ihn auf das Flügeltier Borak, das den Körper eines Pferdes und das Antlitz eines Weibes hatte, und 70000 Meilen in einem Sprunge machte. Als Muhammed sich aufrichtete, stieß er mit dem Kopfe an die Unterseite des Steins, davon behielt dieser einen Abdruck. Dann aber hob sich das Roß und fuhr mit seinem Reiter hinauf ins Paradies, quer durch den Felsen hindurch, und das Loch, welches es dabei riß, zeigt man noch heute im Felsen als kreisrunde Öffnung von etwa 60 Centimeter Durchmesser. Der Fels wollte dem Propheten in den Himmel nacheilen, aber Gabriel hielt ihn zurück und der Abdruck seiner Hand blieb stehen, eine unregelmäßig gewellte Fläche und einige fingerhutförmige Löcher von zehn Centimeter Tiefe und etwa vier Centimeter Durchmesser.

So viel für die Vergangenheit; in der Gegenwart versammeln sich unter der Höhle die Geister der Abgeschiedenen, um dort zu beten. Muhammed selbst hat erklärt, ein Gebet bei diesem Felsen sei mehr wert als tausend an einem andern Ort. Es liegt aber auch tief im Boden noch märchenhaft verschlossen das Paradies. Unter den vielen Cisternen in nächster Nähe des Felsens ist eine, welche der „Brunnen des Blattes" heißt. Dort ließ einmal ein Mann aus dem Stamme der Temim seinen Eimer hinabfallen, und als er niederstieg, um ihn zu holen, fand er eine Thür, und hinter ihr wunderbar schöne Gärten. Er pflückte ein Blatt, steckte es hinters Ohr und ging hinauf, den Leuten zu erzählen, was er gesehen habe. Als man ihn und andere Leute in den Brunnen hinabließ, da fanden sie nichts mehr; jedoch das Blatt blieb grün bis auf den

heutigen Tag. Es kann leider nicht mehr vorgezeigt werden, aber der Brunnen ist noch da, um die Wahrheit der Geschichte zu bezeugen.

Dereinst aber wird hier das jüngste Gericht stattfinden. Der Thron Gottes, des Weltenrichters, wird auf dem heiligen Steine aufgeschlagen, und nebenan in der Moschee el Aksa versammeln sich die Seelen der Menschen; „dann wird hier viel Spektakel sein," erklärte mein Führer naiv. Die Schreiberengel lesen die Thaten der Menschen ab; in den Portalen, welche den Domplatz umstehen, werden die Waagen aufgehängt, in denen man sie wägt. In der Aksa-Moschee sind zwei Säulen aufgestellt, die nur einen kleinen Raum zwischen sich frei lassen; dort müssen die Seelen durchpassiren. Endlich liegt in der östlichen Mauer des Harambezirkes ein Säulenstumpf, der horizontal in die Luft hinausragt. Von diesem wird ein haardünnes Seil quer über das Thal Josaphat (die Muslimen haben den Glauben, daß das Kidronthal mit dem Thal Josaphat identisch sei, von Juden und Christen angenommen) nach dem Ölberg gespannt; dies Seil ist die gefürchtete Brücke in die Ewigkeit; an ihrem westlichen Ende sitzt Jesus, am östlichen Muhammed; den Frommen führen zwei Schutzengel schnell hinüber, der Böse stürzt in den Höllenschlund, der sich unten im Thal aufthut. Zum Schluß aber wird Jesus den Islam allgemein einführen und der zwölfte Imam, nach schiitischer Ansicht der wieder auferstandene Husein, Sohn Muhammeds, wird als Glaubenserneuerer (Mahdi) die Herrschaft über die bekehrte Welt führen.

Das ist das Wichtigste von dem, was die Araber uns erzählen; doch rankt sich manches Nebensächliche und manche Variante noch herum. Eine besonders angesehene

Rolle spielen darin die Dämonen Salomos. Wir sagten schon, daß sie die „Ställe" gebaut haben; der führende Scheich macht uns besonders auf einige Punkte aufmerksam, die nicht von Menschenhand gemacht sein können: so ist ein Stein als oberer Querbalken einer Thoröffnung benutzt, der allerdings ein solides Werkstück vorstellt: er hat etwa 3 Meter Länge und $^3/_4$ Meter Dicke; da ist ein Kreuzgewölbe, in der Mitte von einem dicken Pfeiler gestützt, und der Alte meint: „So etwas können Menschen heutzutage nicht bauen," eine Behauptung, die allerdings nur ein Mann aufstellen kann, dem die einfachsten Leistungen der Baukunst fremd sind. Man zeigt den Ort, wo Salomo „die Geister quälte," und den, wo er starb, nachdem er sich in einen Sessel gesetzt und seine Hand auf einen Stab gelehnt hatte; das geschah, damit die Geister seinen Tod nicht merken sollten, und sie ließen sich richtig betrügen, bis ein Wurm den Stab zernagte und die königliche Scheingestalt zusammenbrach; da ging ein großer Aufschrei durch die Dämonenwelt, sie waren frei vom Banne des Herrschers, der sie so lange gezwungen hatte.

An alledem hat man eine Probe von der Art, wie die Orientalen Wirkliches und Mystisches, Geschichtliches und Phantastisches durcheinander mengen und in Beziehung zur Gegenwart bringen; damit hat man auch einen Anhalt für die Zuverlässigkeit der überlieferten Einzelheiten, denen sie historische Geltung beimessen; dieselbe ist einfach gleich Null, sobald die Wundersucht des Volkes sich hineinmengt. Aber sei dem nun, wie ihm wolle, es bedarf der arabischen Legende nicht, um den Haram esch-scherif zu einer der ältesten und merkwürdigsten Kultusstätten der Erde zu stempeln. Hier war der Tempel und hier wurde wahr-

scheinlich schon lange vor dem Tempel der Gottesdienst „auf den Höhen" gehalten. Das zweite Buch Samuels schreibt (Kapitel 6), wie David, nachdem er die Jebusiter besiegt und sich auf Zion niedergelassen hatte, die Bundeslade auf einem neuen Wagen zu holen ging. Als sie aber zur Tenne Nachons kamen, traten die Rinder, welche den Wagen zogen, aus dem Wege und die Lade war in Gefahr, zu fallen; da griff Usa zu und hielt sie. Da ergrimmte des Herrn Zorn über Usa wegen der unehrerbietigen Berührung, und er schlug ihn, daß er starb. Da ward David betrübt und fürchtete sich und sprach: Wie soll die Lade zu mir kommen? Und er ließ sie bringen in das Haus Obed-Edoms, des Gathiters. Dort blieb sie drei Monate, und der Herr segnete Obed-Edom und sein ganzes Haus. „Und es ward David angesagt, daß der Herr das Haus Obed-Edoms segnete und alles, was er hatte, um der Lade Gottes willen. Da ging er hin und holte die Lade Gottes aus dem Hause Obed-Edoms herauf in die Stadt Davids, mit Freuden — — — — und David samt dem ganzen Israel führten die Lade des Herrn herauf, mit Jauchzen und Posaunen." Davids Stadt lag auf dem Berge, und sie führten die Lade „herauf," wie zweimal gesagt wird, wohin anders, als auf die Höhe dieses Berges? Das große Schutzheiligtum der Hebräer hat also dort schon gestanden, ehe der Tempel erbaut war; noch heute betritt kein Jude die Stätte, aus Furcht, sein Fuß möchte den Platz des Allerheiligsten berührend entweihen. Hier war es, wo David tanzte und wo Michal, die Tochter Sauls, ihm aus dem Fenster nachschaute, bis das trotzige Königsblut sich in ihr regte und sie ihn verachtete in ihrem Herzen.

Sehen wir uns nun die Stelle an. In der Skizze

Seite 17 ist ein etwas schiefwinkliges Viereck d e f g eingetragen; das ist der Haram. Östlich und südlich begrenzt ihn die Stadtmauer, westlich und nördlich ist er durch eine hohe Mauer vom übrigen Jerusalem abgetrennt. Er hat die Größe eines Stadtviertels; acht Thore führen in das Innere. Beim Eintritt stehen wir in einem weiten, nahe ebenen, grasbewachsenen Raume, auf welchem einzelne krüppelige Olivenbäume und Cypressen wachsen, auch stehen kleine Häuser der Imame da. Das Ganze sieht unkultivirt und etwas wüst aus; aber dieses Ansehen stört nicht, es schiebt gewissermaßen einen breiten, trennenden Gürtel, in welchem die freie Natur ihre Kräuter treibt, zwischen das Heiligtum und die moderne Stadt — man läßt den Schmutz und den Jammer der letzteren weit hinter sich, indem man den grünen Platz überschreitet.

Dann sieht man nahe der Mitte des Haram, etwas gegen Westen, eine breite Terrasse, zu der man auf Stufen emporsteigt, der Treppen sind sechs, zwischen den Häusern der Imame gelegen, und auf der obersten Stufe steht jedesmal ein hohes Portal mit vier halb maurischen Spitzbogen. Die Portale sind schlank geschwungen, sie ragen frei in die Luft, sie sehen aus wie die Einleitung zu etwas Großem. Hinter ihnen ist die Terrasse mit Fliesen belegt, wie um zu zeigen, daß dort schon ein Boden ist, der mit Achtung betreten werden will, und mitten auf ihr steht der Felsendom (h), dahinter die Moschee el Aksa (k).

Der Felsendom, Kubbet es sachra (wörtlich die Kuppel des Felsen), ist wesentlich vom Khalifen Abd'.el Melik um 691 erbaut, von späteren Herrschern des Islams erneuert und jetzt vom Sultan Abd' ul Aziz restaurirt worden. Seine Gestalt kennt angenähert jeder gebildete Europäer;

denn jeder kennt das Rafaelsche Bild der Verlobung Mariä, und der Tempel auf diesem hat die Form des Felsendoms, nur hat Rafael ihn kleiner und schlanker gemacht, in Wirklichkeit ist das Gebäude breit und massiv, ein schweres Oktogon mit großer Kuppel darüber. Es imponirte den Kreuzfahrern so gewaltig, daß sie in ihm den wieder erstandenen salomonischen Tempel zu sehen glaubten; von ihm benannten sich die Templer, und sie trugen den Plan desselben nach Europa hinüber, wo z. B. in London und in Metz noch Kirchen stehen, die nach seinem Muster erbaut sind; sie nahmen auch das Bild des Domes in ihr Wappen auf, und daher wird Rafael es gekannt haben.

Das Achteck des Unterbaues ruht massiv auf dem Boden, außen ist seine untere Hälfte mit Marmor, die obere mit persischen Fayencekacheln in blau und weiß bekleidet. Den Eintretenden empfängt ein feierliches Dunkel; die alten gemalten und vergitterten Fenster lassen rotes, grünes und blaues Licht in spitzenartigen Mustern durch, Kuppel und Innenwände sind in schönen, nach außen hellern, nach der Mitte zu dunklern Farben dekorirt, das Ganze durchaus würdig und überall auf den Mittelpunkt hinweisend, nichts, was die Aufmerksamkeit ablenkt, kein störender Krimskrams. Und in der Mitte, unter der Kuppel, da liegt nun in seiner einfachen, nackten Größe das alte Heiligtum, die Stätte der Verehrung, der heilige Fels.

Es ist ein unregelmäßig geformter, hohl liegender Stein, nach den Angaben der Archäologen 18 Meter lang, 13½ Meter breit, nach oben schief halbrund gebuckelt, sodaß er sich etwa 2 Meter über den Boden erhebt. Unter ihm die schon erwähnte Höhlung, deren Boden etwa 3 Meter von seiner Unterwand absteht; doch ist dieser

Boden nicht der natürliche oder der älteste Boden der Höhlung, sondern augenscheinlich später geebnet und auf seine jetzige Höhe gebracht. Das runde Loch, durch welches Mhammed hinausgefahren sein soll, sieht ganz aus wie eine Cisternenöffnung, sodaß die Vermutung der Forscher, die Höhle sei vielleicht eine Tempelcisterne gewesen, etwas für sich hat.

Die biblische Beschreibung des Tempels, ja die Bibel überhaupt, sagt kein Wort von dem Felsen, was immerhin sehr merkwürdig ist; erst die Talmudisten und Erklärer der spätern Zeit bezeichnen ihn als die Stelle, wo das Allerheiligste gestanden habe. Die neuere Forschung verlegt den Tempel in den nächsten Umkreis desselben, vielleicht über ihn, und hat eine Rinne an ihm nachgewiesen, wie sie an Opferplätzen zum Abfluß des Blutes diente. Wir treffen da, wenn es sich um kritische Feststellung des wirklich Gewesenen handelt, auf dieselbe Schwierigkeit, die sich überall hier findet; nur umfassende, fachmännische Ausgrabungen können Aufschluß über die Lage der alten Gebäude und über vieles andere, was damit zusammenhängt, bringen; sie liefern die einzig zuverlässigen Zeichen für das geschichtlich Glaubhafte, und sie können nicht gemacht werden, solange die Araber Jerusalem hüten; denn ihnen ist schon der Fußtritt, geschweige denn der Spaten des Europäers eine Profanation.

Jedenfalls aber bezeichnet der Stein, wenn nicht den Mittelpunkt des jüdischen Kultus, so doch dessen nächste Nähe, und da er der höchste Punkt des heiligen Berges ist, auch diejenige Stelle, von der es am wahrscheinlichsten ist, daß der Gottesdienst in Zeiten vor dem Tempelbau daselbst verrichtet wurde. Es ist eine der Urstätten, von

denen Religion, Kultur und auch Aberglaube ihren Weg unter die Völker des Abendlandes nahmen.

Wir nehmen Abſchied von ihm und wenden uns zur Moſchee el Akſa. Der Name bedeutet „die Entfernteſte" und rührt von Muhammed ſelbſt her, der ſie oder den Platz, wo ſie ſteht, für einen Gebetsplatz Abrahams, alſo für ein Heiligtum des urſprünglichen, von den Patriarchen bekannten Islams, gewiſſermaßen für die nordiſche Filiale von Mekka erklärte. Sie iſt urſprünglich eine Marienkirche von Kaiſer Juſtinian und hatte von Haus aus Baſilikenform, wurde aber von den Khalifen erweitert, eben um ihr das chriſtliche Anſehen zu nehmen. Sie iſt im ganzen eine ſchmuckloſe große Halle, nur an der alten Apſis finden ſich prächtige Glasmalereien, und in der Nähe muhammedaniſche Schmuckſtücke, ſo eine eingelegte Kanzel von feinſter Arbeit. Unſer Araber führt uns ans mittelſte Fenſter und zeigt uns die ſchöne Ausſicht; da blicken wir ins ſüdliche Kidronthal hinab, und weit hinüber auf die Berge der judäiſchen Wüſte; vor unſern Augen aber kreuzen ſich die Gitterſtäbe des Fenſters, und an ihnen flattern verſchoſſene kleine Votivläppchen, die fromme muslimiſche Pilger aus ihren Kleidern geriſſen und hier angebunden haben. Es iſt wie ein Gleichnis: im Hintergrunde das wüſte Land, im Vordergrunde der Lappen- und Fabelkram der türkiſch-islamiſchen Herrſchaft, durch den wir hindurchblicken müſſen, um es anzuſehen.

Zur Zeit des fränkiſchen Königtums war die Akſa den Templern zugeteilt; ſie wohnten im Weſten derſelben, und mancherlei Gänge, Bogen und Saalreſte rühren von ihnen her. Es iſt ein hiſtoriſcher Boden von unendlichem Intereſſe, aber, wie geſagt, es fehlt die Freiheit der Unterſuchung

und damit das Mittel, das Intereſſante ganz verſtändlich zu machen.

Von kleinen Merkwürdigkeiten birgt der Haramsplatz noch eine Menge, ſo ein zierliches, auf Säulen ruhendes Zwölfeck mit kleiner Kuppel, den „Gerichtsplatz Davids," kleinere Andenken, wie den Thron Salomos, verſchiedene Fußabdrücke, die mit der Zeit den Urheber gewechſelt haben, und vor allem das „goldene Thor." Ein Thor des alten Tempels führte den Namen „die ſchöne Pforte," im griechiſchen Text *θύρα ὡραία;* aus *ὡραία* (horaea) macht man im Lateiniſchen mißverſtändlicherweiſe aurea, und ſo wurde aus der porta speciosa mit der Zeit eine porta aurea, ein goldenes Thor. Die Sagenbildung, welche auch dieſe porta aurea vorzeigen wollte, übertrug den Namen auf eine Pforte, die mitten in der äußeren, öſtlichen Mauer des Harams liegt, und dieſe wird jetzt allgemein das goldene Thor genannt. In früheren Jahrhunderten führte aus dem Kidronthal ein Weg dort hinauf, und es war eine Doppelpforte angelegt mit einem kleinen Nebenthürchen für Fußgänger, ein richtiges Stadtthor für die, welche vom ſüdlichen Teile des Ölberges hereinkamen, aber wenig gebraucht, denn es wurde für gewöhnlich verſchloſſen gehalten. Heraklius hielt dort ſeinen Einzug im Jahre 629; zur Kreuzfahrerzeit öffnete man es am Palmſonntag und am Kreuzerhöhungstage für die Pilgerprozeſſionen. Jetzt iſt es nicht golden und nicht ſchön; die Araber haben es wieder vermauert bis auf eine kleine Thür, und die iſt ſtets verſchloſſen. Aber es geht unter ihnen die Sage, daß dereinſt an einem Freitag wieder ein chriſtlicher König durch dieſe Thür einreiten und Jeruſalem erobern werde.

Seltſam, daß der ſtädtebrechende Muslim da, wo er ſich auf dem Boden der Europäer weiß, ſich ſelbſt das Siegel der Haltloſigkeit auf die Stirn drückt! Hier wie in der Stadt Konſtantins die gleiche Sage, daß einſt das Kreuz den Halbmond wieder vertreiben wird, das gleiche dumpfe Gefühl, daß ſeines Bleibens nicht iſt in den beiden Perlen ſeines Beſitzes, um die er am ſchwerſten gerungen hat. Er hat die inſtinktmäßige Kenntnis, daß er einer überlegenen Kultur gegenüberſteht, er haßt ſie gerade um dieſer Überlegenheit willen, und dieſer Haß iſt der ſtärkſte Teil ſeines Fanatismus, aber er ahnt, daß er ihr erliegen muß, wenn ſie ernſtlich will, und da zeigt er raunend mit dem Finger auf das Thor, durch welches der Sieger auf ihn hereinbrechen wird. Welcher König mag es ſein, der einſt die Weisſagung erfüllt?

5

Mar Saba — Bethlehem — Jericho.

31. März

Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus, der eine war mein Dragoman, der zweite ich ſelbſt, der dritte die Burg der Sicherheit, unſere Eskorte. Das Imperium des Muteſſarifs von Jeruſalem hört nämlich drüben auf der Spitze des Ölberges und ſüdlich bei Bethlehem auf; darüber hinaus thun die Beduinen, was ihnen gut dünkt. Und es dünkt ihnen gut, von dem Reiſenden, der ihr Gebiet durchzieht, eine tägliche Steuer von fünf Franken zu erheben; davon zahlen ſie der türkiſchen Regierung ein Fixum als Pacht und dieſe verleiht dafür dem Scheich von Abu Dis das Recht, die Franken zu eskortiren. So reitet denn einer von ſeinen Söhnen mit uns, ein ganz „netter" junger Menſch, als lebendige Quittung darüber, daß wir unſern Beitrag geleiſtet haben; weitere Bedeutung hat er nicht; denn die paar Araber, die uns im Anfang der Reiſe begegnen, ſehen nicht aus, als ob ſie uns viel zu Leide thun könnten, und grüßen höflichſt. Unſer junger Mann hat gar ſeinen Säbel verloren

oder verſetzt, wer weiß es, und um doch in etwa martialiſch auszuſehen, erbittet er ſich meine Flinte; ich reiche ihm das Inſtrument, ungeladen, er hängt ſie um und ſpäht ſtolz nach Gefahren aus.

Statt deren treffen wir draußen, eine Stunde vor der Stadt, ein gemütliches Konvivium von zechenden Türken. Die Biedermänner wollen auch einmal in Geſellſchaft Branntwein trinken, und da die Sitte in Jeruſalem doch zu fanatiſch iſt, um ihnen das zu geſtatten, ſo verſammeln ſie ſich außerhalb der Thore in einem abgelegenen Thälchen und zechen ſich ein ländliches Räuſchchen an.

Dann wird der Weg öde und einſam; denn es geht in die Wüſte, nach Mar Sabâ, der letzten Laura. Laura iſt in dieſem Falle nicht, wie eine Leſerin vermuten könnte, eine rotwangige junge Dame, ſondern der Name bedeutet eine Anſiedelung von zähen alten Mönchen, die der heilige Euthymius vor 1400 Jahren geſtiftet hat. (Zur Zeit dient das Kloſter als Strafſtation für griechiſche Geiſtliche, und ſeine ſtrenge Regel flößt heilſame Achtung ein; angeblich eſſen die Inſaſſen niemals Fleiſch.) Steinige Berge, ganz ähnlich wie im judäiſchen Gebirge, wechſeln mit ſteinigen Thälern ab; immer trockener wird die Gegend. Ein einziges Haus ſteht auf einer Anhöhe; vor der Thür ſitzt ein alter Araber und brät ſich ein paar Kieſelſteine — ich ſehe wenigſtens nichts anderes, was er in die Pfanne thun könnte. Zwei, drei Stunden verrinnen, bald mit Stolpern, bald mit Traben, da endlich bekommt die Landſchaft Charakter. Aber einen großartig wüſten. Hier muß in urweltlichen Zeiten ein Waſſer aufgeſtaut geweſen ſein, das endlich ausbrechend eine gewaltige Schlucht in die Felſen gewühlt hat. Mit einem wilden Halbkreis ausgeſpülter

Schichten hebt sie an und dehnt sich weit hinein in die Berge, braun und zerklüftet, mit senkrecht niedergehenden Wänden. Kein Blatt wächst an diesen Abstürzen, kein lebendes Wesen ist zu sehen, außer einem Falken, der nach Eidechsen späht. Die wilde Öde läßt keinen Gedanken an Fruchtbarkeit aufkommen. Das war ein Platz für weltverschmähende, Einsamkeit suchende Anachoreten. Und mitten in der Schlucht legte Euthymius seine Laura an. Noch sind die Steinwände zu beiden Seiten des Thales voll von schwer zugänglichen Höhlen, in denen die Mönche der ersten Jahrhunderte gewohnt haben. An einer Stelle aber hängt, seitlich in die Felsen hineingeklebt, ein festungsartiger Bau, aus dem eine kleine Kuppel und eine weißliche Hauswand hervorschaut; das ist das Kloster Mar Saba, gegründet vom heiligen Sabas, dem berühmtesten Schüler des Euthymius, um 480.

Ein Empfehlungsschein des Jerusalemer Patriarchats öffnet uns die sonst unzugänglichen Thore; das wie ein Kastell aussehende Kloster wird auch wie ein solches bewacht. Auf dem höchsten Punkte der Anlage steht ein Turm und darauf das Häuschen eines Wächters, der uns von weitem anruft und durch Glockenzeichen anmeldet. Es mag früher wohl nötig gewesen sein, sich so vorzusehen; denn der Bau hat eine nicht unblutige Geschichte. Zuerst plünderte ihn Chosroes mit seinen Persern um 624 und machte viele, der Pater Guardian sagt 10000 Märtyrer, von denen man noch Schädelhaufen vorzeigt; dann zog der Reichtum seiner Insassen andere Räuber an; zuletzt wurde es noch 1832 und 1834 gebrandschatzt. Jetzt, mit seinen senkrecht abfallenden Streben nach unten, mit hohen Mauern und Türmen nach oben und nach den Seiten,

iſt Mar Saba für die hieſigen Landesverhältniſſe eine furchtbare Feſtung, und die Mönche würden ſelbſt auf einige Tauſend anſtürmender Beduinen getroſt herabſehen können.

Es iſt ein ganz merkwürdiger Baukomplex. In ſeiner unteren Hälfte liegen ausgedehnte Neubauten, zum Teil für Pilger beſtimmt, die herkommen, um das Grab des heiligen Sabas zu verehren. Um ſie zu ſtützen, hat man durch Streben tief aus dem Thale herauf Terraſſen hergeſtellt; wer über die fußhohe Brüſtung ſpringt, ſauſt ſenkrecht 200 Fuß hinab in das Bachbett. Darüber liegt Terraſſe auf Terraſſe, jede, wie die Felswände es erlaubten, in ein Winkelchen gedrückt; der Weg hinauf führt über Treppen und durch Tunnelgänge im Geſtein; wir ſteigen über das Dach des einen Paters, um vor die Thür des andern zu gelangen. Ganz oben aber ſitzen frei an der Felswand noch die alten, echten Schwalbenneſter der Eremiten, deren fremdartiges Anſehen trotz der Glasfenſter, die ſie haben, uns um Jahrhunderte zurückverſetzt. Da bildet ein überhängendes Felsſtück an ſenkrechter Wand eine halbe natürliche Höhle; zwei Seiten ſind Fels, die beiden andern werden mit Bretterwänden zugeſetzt, auch wohl eine Stütze darunter angebracht, wie an einem Taubenhaus, und ſo entſteht die Zelle eines Mönches. Dort ſehen wir ſie hinter dem Fenſter ſitzen, einen Waſſerkrug vor ſich, faſt in der Luft ſchwebend mit ihren winzigen Häuschen. Ihre Unterhaltung entſpricht dem Charakter ihrer Wohnſitze: ſie füttern und zähmen die wilden Tauben, die, wie ſie, an den Felshängen leben. Es ſieht faſt aus, als müßten ſie ſelbſt fliegen können. Unendlich maleriſch und romantiſch iſt es, aber, wie mir ſcheint,

weniger der Gesundheit zuträglich; denn ich höre die armen Herren böse husten.

Wenn die Nacht kommt und die Lämpchen der Priester erlöschen, ist der Platz unsagbar einsam. Drüben an der Felswand jenseits des Thales schauen dunkel erkennbar die verlassenen Höhlen herüber; auf dieser Seite nichts als schwarze, starre Mauern und schwarze, starre Klippen. Die Stille so vollständig, daß das leise Rauschen des Windes in der einzigen Palme des Ortes vernehmlich über den Garten herübertönt; nur die Wetterfahne des Turmes unterbricht es zuweilen mit singendem Knarren. Keine Fledermaus, kein Nachtraubvogel, nichts, was die Sprache des Luftzuges stört, wie er unter den hohen Sternen vorübergleitet.

Da auf einmal — Mäooh! ein grauenhafter Katzenschrei, und Miijau! ein zweiter. Weggeblasen ist der Zauber des Ortes, verschwunden die Romantik, es bleibt nichts übrig als das jammervolle Duett, welches die Nacht erfüllt, und meine Ohren desgleichen, sodaß ich zuhören muß, ich mag wollen oder nicht. Ausdrucksvoll sind diese Klänge, das ist nicht zu leugnen. Wie schmelzend das Gespräch aus ihren Kehlen dringt!

Mä—au, gnädiges Fräulein, welch angenehmes Zusammentreffen!

Mau—auauau, ach Gott, Sie haben mich erschreckt!

Miooôo! Ach, Schönste, meine Empfindungen!

Kch, Mau. — Um meiner Ruhe willen, lassen Sie mich!

Mä—ô——, er schlägt förmlich einen Knoten in seine Stimme. O, wenn Sie die glühende Leidenschaft kännten!

Ein sanftes, kurzes „Bau“ antwortet: Versuchen Sie, mit Mama zu sprechen!

Miii—iiianau!! An meinem Herzen, bei fünfzehn Grad Kälte!

Kwch, kwch, Herr, wenn Sie ſich unterſtehen . . .!

In dieſem Augenblicke nähert ſich eine dunkle Geſtalt, und die Stimme meines Dragomans ſpricht: Herr, Sie haben die Thür Ihres Zimmers offen gelaſſen, und die Katzen haben Ihr Abendbrot geſtohlen; da hören Sie, wie das Viehzeug ſich um die Knochen balgt.

„Hm, alſo das war des Geſanges Kern; Ibrahim, haben Sie ſich ſchon einmal mit der Tierſprache beſchäftigt?“

Nein, Herr!

„Dann empfehle ich Ihnen, es demnächſt zu thun; ſie iſt manchmal ſehr lehrreich.“

Ibrahim verſucht, ein verſtändnisvolles Geſicht zu machen, wir nähren uns von Brot mit Wein und gehen zu Bette, um am nächſten Morgen nach Jericho aufzubrechen. Der Ritt dorthin war in der Frühe friſch und kühl, ſo lange er uns durch die Berge führte, aber im Ghor — ſo nennen die Araber den Thaleinſchnitt, in welchem der Jordan fließt — wurde er bedenklich warm; denn da herrſcht ein Klima, bei dem man im April die Gerſte ſchneidet, und dazu hatten wir Chamſin, den gefürchteten, trocken heißen Südoſtwind. Ganz leiſe nur regt ſich die Luft, der Himmel ſieht dunſtig aus, hie und da hören wir einen kleinen Wirbelwind ſauſen, aber er kommt nicht an uns, alles eine dumpfe, brütende Wärme und darüber die blaſenziehende Sonne! „Schamloſer Helios,“ ſingt Pindar; hier hätte er vielleicht das verwandte Prädikat „unverſchämter“ gebraucht. Man fürchtet dieſen Zuſtand der Luft, weil er die Saaten austrocknet, bei längerer Dauer ſo ſehr, daß ſie verdorren, ohne Frucht zu bringen. Von

seiner trocknenden Kraft hatte ich allerdings vor einigen Tagen ein auffallendes Beispiel: ich ging von 9 bis 10½ Uhr nach Bethlehem und kehrte von 11 bis 12½ Uhr nach Jerusalem zurück. Hin ging ich streckenweise durch einen Sumpf, in dessen Schlamm man bis zwei Decimeter tief einsank; in der Mitte desselben lief eine förmliche Wasserstraße, in der die Kamele einherpatschten; dergleichen nennt man hierzulande einen Weg. Als ich zurückkam, war alles trocken, nur die Wasserstraße war noch kotig.

Da ich gerade Bethlehem erwähne, will ich hier einige Worte über das, was ich dort gesehen, einschalten; zu einem längeren Berichte reicht es nicht aus, und der Name des Dorfes erweckt doch gewiß bei den Lesern so viele Ideenassociationen, daß ich ihn ungern übergehen möchte. Beth—lechem heißt Brothausen; die Araber haben den Namen in Bet—Lähem umgewandelt, was Fleischhausen bedeutet. Es scheint beide Benennungen noch heute zu verdienen; denn seine Umgebung ist weit hinaus gut angebaut, mit zahlreichen Ölbäumen nnd Weingärten bestanden. Auch sind die Häuser solid und gut bedacht, die Straßen zwar noch schmutzig, aber sie machen einen bessern Eindruck als die von Jerusalem. Die Einwohner sind fast ausnahmslos Christen, gelten übrigens für schlimme, fanatische Gesellen. Bezeichnend für die Geistesrichtung der Eingeborenen ist, daß daselbst noch vor wenigen Decennien eine „Mörderversicherungsgesellschaft" existirte, welche gegen Zahlung einer festen Prämie es übernahm, ihre Mitglieder gegen die Folgen einer etwa von ihnen begangenen Blutthat zu schützen.

Übrigens sieht man in Bethlehem eine große Zahl

von ausgeprägten „Chriſtusköpfen“; offenbar haben die Maler, welche den Typus des Jeſuskopfes feſtſtellten, ſich hier ihre Modelle geholt.

Der Punkt des Dorfes, welcher uns intereſſirt, iſt die am ſüdlichen Ende gelegene Marienkirche, zum Teil ein ſehr altes Gebäude, in welchem uns weſentlich eine von Konſtantin um 330 n. Chr. errichtete Baſilika erhalten iſt; dieſe gehört jetzt den orthodoxen Griechen und zum kleineren Teil den Armeniern; nebenan iſt eine hübſche, neue, halbgothiſche Kirche der Lateiner erbaut. Schon im zweiten Jahrhundert ſuchte die Überlieferung an dieſer Stelle die Geburtsſtätte Chriſti, und zwar in einer Höhle, die durch den Bau der Baſilika zur Krypta wurde. Die Form und Ausſchmückung der Kirche iſt ſehr alt und kunſthiſtoriſch merkwürdig; ſie hat noch Moſaikbilder, in denen die Apoſtel ohne Heiligenſchein gemalt ſind, und die einfach naturaliſtiſche Tendenz der Maler zeigt ſich z. B. in einem „Einzug Chriſti in Jeruſalem,“ wo eine zuſchauende Bauernfrau ihr Kind rittlings auf der linken Schulter trägt: das iſt noch heute die landesübliche Art, in der die Araberfrauen ihre Sprößlinge transportiren. Wir treten in die Kirche durch ein niedriges, kaum 1 ½ Meter hohes Thürchen — die alten Thore ſind bis auf dieſen kleinen Eingang vermauert —, beſehen flüchtig die Bauform und die Bilder und ſteigen hinter der Ikonoſtaſe der Griechen (Wand mit Heiligenbildern, die den Chor von der Volkskirche trennt) in die Krypta. Dieſe iſt eine niedrige, enge, mehrfach und unregelmäßig verzweigte Höhle mit verſchiedenen Eingängen. Wir ſehen manches, was uns nicht ſonderlich intereſſirt, und endlich eine halbrunde Niſche, in deren Boden ein ſilberner Stern eingelaſſen iſt.

Das ist der Platz, an dem Jesus nach der Legende geboren sein soll. — Einen Schritt davon steht eine türkische Schildwache mit aufgepflanztem Bajonett.

Was thut der Kerl hier? frage ich.

Frieden stiften, wenn man sich prügelt!

Und der andere, der oben in der Kirche auf dem Chor steht?

Thut dasselbe.

Prügelt man sich denn auch hier?

Schlimmer als in Jerusalem!

Damit hatte ich genug und ging nach Hause.

Doch nun zurück zum heute Gesehenen. Der Weg von Mar Saba nach dem Toten Meer hat nicht viel Bemerkenswertes. Die Berge werden immer kahler; das verwitterte Gestein sieht aus wie Mergel, und der Leser kann sich eine ziemlich genaue Vorstellung von der Aussicht machen, wenn er sich vorstellt, daß er vier Stunden lang durch ein Gebirge von Mergelhaufen in allen Höhen zwischen 500 und 50 Meter reitet. Der Weg, wenn man diesen Euphemismus brauchen darf, krümmt sich wie ein Gewürm um die Abhänge von einem Berglein zum andern; auch in der Ebene macht man weite Umwege, die offenbar durch die Verteilung des Trinkwassers bedingt sind. Eintönig geht es vorwärts, doch einmal erscheint eine Abwechslung in Gestalt eines langen, langflintigen Arabers, der von irgendwoher sich in unserm Rücken eingefunden hat.

Dieser wird mir nämlich von meinen Begleitern als der berühmte Räuber Abu Schnappsack ibn Bluthund vorgestellt. Ist ein Prachtexemplar von feueräugigem, schwarzbärtigem Sohne der Wildnis, auch äußerlich gut gehalten.

Da wir gerade steil bergab ritten, wo man zu Fuß schneller vorwärts kommt, stieg ich aus dem Sattel und schlenderte mit dem gefährlichen Manne vom Wege ab über ein paar niedrige Bergrücken mit dürftigem Graswuchs. Dort beraubte er in der That eine Wachtel des Lebens und verkaufte mir das Tierchen für eine dicke Kupfermünze. Dann schenkte ich ihm zwei Cigaretten und ein Streichholz, wofür er auf Arabisch sagte: „Küß die Hand, Herr Baron," und nun schieden wir befriedigt von einander. Leider reicht mein Arabisch nicht so weit, daß ich ihn über seine Thaten hätte ausfragen können, aber wenn der Mann vom Raube lebt, möchte ich sein Jahreseinkommen lieber nicht haben.

Endlich wird es hell vor uns, und da liegt, mit glänzenden Reflexen übersät, das Tote Meer. Schon vom Ölberg sieht man sein nördliches Ende zwischen duftübergossenen Bergen herausschauen. Wie es sich jetzt vor uns dehnt, möchte ich es am ersten mit dem Neufchateler See vergleichen, d. h. wenn man von diesem die Städte und Menschen hinweg denkt. Drüben liegt als hohe, langgezogene Kette das peräische Gebirge, hüben die niedrigern Vorberge, aus denen wir kommen. Dazwischen das leicht gekräuselte Wasser, allerdings ohne menschliches Leben — es geht bloß eine stille Sage, daß noch irgendwo am Ufer ein Nachen existire, den einmal ein Engländer hinübergebracht hat, aber man sieht nichts dergleichen. Das übermäßig salzige Wasser hat keine Fische, darum auch keine betriebsamen Schiffer. Rings am Ufer liegt ausgespültes Treibholz in Menge, aber man nimmt nicht wahr, daß es benutzt wird; es dorrt aus und vermodert. Salz und Asphalt, die man in kleinen Mengen gewinnt, werden auf Kamelen fortgeschafft. Den Stinkstein, mit Asphalt ge-

tränkten Kalkstein, suchen die Bildschnitzer von Jerusalem und verarbeiten ihn zu Bechern u. dergl. Diese ganz im kleinen betriebenen Industrien beleben das Wasser nicht; so ist es in der That tot, was menschliche Schifffahrt und tierisches Leben angeht.

Wenn es aber Leute giebt, die aus seinem „grauenhaft düsteren" Anblick den bis heute dauernden Fluch des Ewigen herauslesen wollen, nun, so muß den Leuten ihre Einbildungskraft die Augen nicht bloß bebrillt, sondern geradezu verkleistert haben. Das Tote Meer im hellen Sonnenschein besitzt keine Spur von Unheimlichkeit, sondern ist das freundlichste blaue Wässerchen, welches man sich denken kann. Im Sommer mögen die Berge, die jetzt grün überhaucht an seinem Rande aufsteigen, wohl grau und kahl aussehen, aber das thun sie dann im ganzen südlichen Orient, von Damaskus bis zum Sinai, und das ist keine Besonderheit des Toten Meeres. Sanfte, gefällige Formen haben sie immer.

Geologisch ist die große Senkung, in der das Tote Meer und der untere Jordan liegen, immerhin ein sehr merkwürdiges Ding. So viel ich weiß, ist der Spiegel des Toten Meeres der tiefste bekannte Punkt der Erdoberfläche — ein Irrtum würde verzeihlich sein, da es mit der Gelegenheit zum Nachschlagen hier recht schwach bestellt ist. Versteinerungen von Seetieren finden sich nirgends in der Umgebung; daraus ist zu schließen, daß das Becken des Toten Meeres seit älteren geologischen Perioden eine abgesonderte, von der offenen See getrennte Vertiefung war. War dem aber so, so ist auch der Jordan nebst den kleineren Bächen seit ebenso langer Zeit in diese Vertiefung hinabgeflossen und hat einen See gebildet, dessen Ober-

fläche ſo groß war, daß die Verdunſtung ſo viel Waſſer fortſchaffte, wie der Strom zuführte. In frühern Zeiten muß das viel mehr geweſen ſein als jetzt; denn alle umliegenden Thäler zeigen die Wirkung ſtarker Abſpülung; dementſprechend war auch das Tote Meer größer; das Gebiet nördlich von demſelben iſt Salzſteppe, unverkennbar ehemaliger Seeboden. Damit erklärt ſich auch ſein hoher Salzgehalt ſehr einfach; der Jordan und die andern Bäche fließen ſeit Millionen von Jahren durch leicht verwitterndes Geſtein, welches viel lösliche Beſtandteile abgiebt; dieſe werden alle im Toten Meer angeſammelt, das Waſſer verdunſtet und die Salze bleiben zurück; wenn der Prozeß ſehr lange dauert, muß zuletzt eine koncentrirte Salzlöſung zuſtande kommen, umſo koncentrirter, je kleiner die ſchließliche Waſſermenge des Sees iſt. Selbſt der See von Genezareth iſt ſchon deutlich ſalzig, obgleich der größte Teil des ihm zugehenden Salzes vom Jordan wieder abgeführt wird.

Am Nordende baden zwei ruſſiſche Bauern; das gehört zu den Verrichtungen eines orthodoxen Hadſchi. Doch da die Hitze raſch zunimmt und weithin kein Schatten ſichtbar iſt, verzichte ich auf das Vergnügen. Daß das Waſſer einen Menſchen ohne ſein Zuthun ſchwimmend erhält, glaube ich den Lehrbüchern gern aufs Wort, wenn ich weiß, daß es ungefähr 23 Prozent Salze enthält. Ich begnüge mich damit, die Hand hineinzuſtecken und einen Tropfen auf die Zunge zu bringen. Es mag 16 Grad Celſius haben, fühlt ſich etwas ölig an, wie alle Löſungen, die viel Chlorcalcium und Chlormagneſium enthalten, und ſchmeckt abſcheulich, wie dieſelben Löſungen zu thun pflegen.

Vom nördlichen Ende des Sees geht der Weg nordoſtwärts durch die Steppe. Ebener Boden iſt mit ſalz-

liebenden Geſtrüpphäufchen bewachſen, wie man ſie auch am Südſtrande des Mittelmeeres und an den afrikaniſchen Schotts findet. Den Boden überziehen hie und da weißliche Flecke ausgeblühten Salzes. Die Pflanzen haben dieſelbe unangenehme Eigenſchaft, wie die der afrikaniſchen Küſte; ſie beherbergen Millionen von Fliegen, große Fliegen, kleine Fliegen, ſehr kleine und winzig kleine Fliegen. Wo der Hnf eines Pferdes ſie berührt, da wirbelt ein Schwarm des Ungeziefers in die Höhe, ſetzt ſich in die Augen, kriecht in die Ohren und Naslöcher, ſtrebt eifrigſt darnach, ſich verſchlucken zu laſſen, kurz, macht ſich ſo mißliebig wie möglich. Eine Stunde Galopp, dann kommen Bäume, dann Graswuchs und Kräuter, aus denen die Sonne ein fremdartiges Aroma erbrütet, und dann ein kräftiger, ſchlammgelber Fluß, der Jordan. Er iſt immer gelb, noch mehr als der Tiber, weil er ſtarkes Gefälle hat und durch leicht verwitternde Mineralien fließt; er ſtrömt kräftig und ſcheint jetzt, im Frühling, tief zu ſein; ſeine Breite iſt ungefähr die der Ruhr in ihrem mittleren Laufe. Sein linkes Ufer iſt ſteil unterwaſchen, das rechte ſtark verſchlammt, ſodaß der bekleidete Menſch Mühe hat, ſich ihm zu nähern. Wenige dünne Tamarisken und Sykomoren ſtehen an ſeinem Ufer; aber es iſt wenigſtens etwas Schatten und friſches Grün da, und ſo folgen wir Freiligraths gaſtlichem Gebot: „Fremdling, laß deine Stute graſen!“

Das thun ſie und das muntere Eſelein desgleichen; es hat das Gepäck nebſt dem Packknecht getragen und freut ſich, beide los zu ſein, wälzt ſich am Boden und denkt in Tönen. Wir aber laſſen uns zum Frühſtück nieder. Was Komfort, Schatten und Schönheit der Ausſicht angeht, wäre ein Frühſtück an der Moſel erheblich vorzuziehen; aber das

gelbe Schlammwaſſer da iſt einmal der Jordan, und die Furt weiter oben iſt vermutlich der Punkt, an dem die Kinder Iſrael den Übergang ins heilige Land bewerkſtelligten — man muß auch etwas für die hiſtoriſchen Berühmtheiten thun.

Vom Jordan ab geht die Straße furchtbar heiß zwei Stunden lang weſtwärts, dann halten wir vor einem zweiſtöckigen hellroten Hauſe, das iſt das ruſſiſche Pilgerhaus bei Jericho. Empfohlene Fremde werden in derartigen Häuſern aufgenommen, gegen Bezahlung, ſodaß man die Gaſtfreundſchaft ungeſcheut benutzen kann; ich laſſe mir alſo ein Zimmer anweiſen und ſehe mich nach der Stadt um. Er Riha heißt ſie bei den heutigen Arabern und liegt nicht an der Stelle der altteſtamentlichen Stadt, ſondern iſt einen Kilometer nach Oſten gerückt. Aber wo ſteckt ſie? Ich ſehe mich um und bemerke weit und breit nichts als das genannte rote Haus und einen zerfallenen Feſtungsturm. Noch einmal, wo ſteckt Er Riha? Endlich dämmert mir die Ahnung auf, daß ich beinahe mitten darin ſtehe. Vor mir liegen einige unregelmäßige Mäuerchen, das höchſte iſt etwa ſechs Fuß hoch, das niedrigſte reicht mir bis an die Weſtentaſche, darüber iſt Reiſig und Dünger gedeckt, und drinnen ſind Menſchen; das Ganze nimmt etwa einen Raum von 100 Schritt Länge und Breite ein — und das iſt das heutige Jericho. Man bringe einen Nordländer direkt hierher und führe ihn ſechs Wochen lang hier ſpazieren, er wird nie auf die Vermutung kommen, daß das Häufchen von Steinen und Schmutz eine Stadt ſei, und wird am Ende der ſechs Wochen vielleicht den Wunſch ausſprechen, auch einmal nach Jericho zu reiten. Und das war vor Zeiten ein reicher Ort, mit Palmen und Getreide,

mit Hanf und Balsamstauden. Es hatte Bischöfe und Klöster; der zerfallene Turm ist die Ruine eines von den Kreuzfahrern erbauten Kastells; erst seit die Türken und Araber darin hausen, ist es zu seiner jetzigen jämmerlichen Armseligkeit herabgesunken. Und doch ist sein Klima dasselbe wie früher, tropisch heiß und fähig, die Früchte afrikanischer Oasen zu reifen; ein wasserreicher Bach durchfließt das Gelände; aber keine Dattel wächst mehr und kein Balsamstrauch ist zu finden, alles zerstört, vernachlässigt, verkommen. Es ist eine versunkene Stadt, versunken in Schmutz und Faulheit.

Unser Titelbild zeigt, wie es aussieht, zeigt, wohin der orientalische Quietismus die Menschheit führt.

6

Nablus.

5. April

Wieder reiten die Reiter zum Thor hinaus; diesmal fallen auch einige vom Pferde. Denn wir sind in größerer Zahl; das Alleinreisen wird bald sehr ermüdend in diesem Lande, und ich habe mich einer Gesellschaft angeschlossen, die auf Herrn Stangens Rossen dahinzieht. „Nach Damaskus“ heißt die Parole, „womöglich nicht purzeln“ das Feldgeschrei, die Sauce aber, welche der Himmel dazu gab, hieß Regen, unermeßlicher Regen.

Wahrlich, wenn die Natur sich einmal darauf verlegt, einen nichtswürdigen Effekt hervorzubringen, so leistet sie Staunenswertes. Dieser Weg von Jerusalem bis Nablus übertrifft an Scheußlichkeit alles, was die Einbildungskraft eines Abendländers sich vorstellen kann; solche Pfade muß man erlebt haben, um sie für möglich zu halten. Das geht felsauf, felsab, durch Rinnen und über Geröll, der Himmel trieft, die Pferde triefen und die Mäntel triefen; fußbreit ist die Straße, steil und mit häßlichen Steinbrocken

überſät, eine braune Regenlache folgt der andern, man hört, ohne es zu ſehen, wie die dicken Steine ſchollernd unter dem Fuß des Tieres nachgeben, man ſtolpert und gleitet, man ſchwankt und knickt; dann kommen Terraſſen, über die ſelbſt das Pferd nur mit einem leiſen Schnauben der Angſt hinabſetzt, dann eine ſchräge, naßſchlüpfrige Felsplatte — Reiter, ziehe den Fuß aus dem Bügel und ſuche dir den Platz aus, wo du niederfallen willſt, wenn die Beine des Roſſes unter dir fortgleiten — dann wieder Lachen und Tümpel und Pfützen und Felſen und Rollſteine, und aufs neue Lachen und Tümpel und Pfützen und Rollſteine ohne Ende, zur Abwechslung auch ein Sumpf: rauh iſt der Pfad der Tugend, aber rauh iſt auch der nach Damaskus.

Zum Frühſtück kriechen wir in der Wohnung eines Eingeborenen unter. Der Stil des Hauſes iſt augenſcheinlich dem Muſter der Höhlenwohnungen entnommen. Das Hauptgebäude iſt ein Gewölbe, und im Innern ſind viele Gewölbe, welche den Raum in zwei unvollſtändig geſchloſſene Stockwerke teilen, eine künſtlich hergeſtellte Felſenhöhle könnte man das Ganze nennen. Dem entſpricht auch der Fußboden, er iſt uneben und abſchüſſig, wie ein natürlicher Höhlenboden ſein würde. Die Leute müſſen früher Troglodyten geweſen ſein; wir treffen in der That ſpäter Felſenlöcher, in denen noch jetzt Menſchen wohnen. Manche Häuſer ſind einfache Lehmkegel, andere ſo an die Bergabhänge gezwängt, daß wir über ihre Dächer reiten. Der Wirt ſieht aus wie ein Beduine, die Wirtin, in langen weißen Leinwandkleidern, wie Rebekka am Brunnen; ſie ſteht auch an dem Brunnen, aus dem für uns etwas Wärme fließen ſoll, nämlich an der Kaffeekanne; übrigens

ſind ſie gute Chriſten, Maroniten. Möbel giebts nicht in der Wohnung, nur Matten, Waſſerkrüge und etwas Kuhdünger, aber die Frau trägt um den Kopf einen großen Kranz von alten Silbermünzen und daran ein kleines Diadem von etwa vierzig dünnen, aber echten Goldſtücken, offenbar das Vermögen der Familie. Nahen fakir — „wir ſind arm," ſagt ſie.

Wieder hinaus in den peitſchenden Regen, vor dem ſelbſt die Pferde zurückſcheuen, aber wir müſſen hindurch, dafür ſind wir Vergnügungsreiſende! Wieder hinauf, hinab über die öden Wege, und zu Abend finden wir unſere Zelte in einem Thälchen, nebſt Abendeſſen, trockener Wäſche und naſſen Betten. Ei du vergnügliche Nacht, wenn der Wind an den Zeltſtangen ſägt und die Leinwand bauſcht, bis ſie das Bett fühlbar verſchiebt, und die Sündflut herabbrauſt wie ein Waſſerfall! Ich will einſchlafen, da klingt ein Ton wie Gewimmer eines kleinen Mädchens, dann ein zweiter, kreiſchend, klagend, ein dritter und vierter — ein Schuß fällt, und Abdallah, der Diener, brummt draußen in tiefem Baß: Nun werden die verwünſchten Schakale wohl Ruhe halten! Dann ein Ruck, der das ganze Zelt bis in ſeine Grundfeſten erſchüttert — Ehren-Abdallah iſt über eine Zeltleine geſtolpert und ſelbſtverſtändlich auf die nächſte gefallen; wer über Nr. 1 fällt, reicht mit der Naſe gerade bis an Nr. 2, das haben wir ſelber ſchon ausprobirt und kennen daher die Urſache der Erſchütterung. Nun aber kommt ein neuer Lärm; ein paar Pferde, denen das Wetter zu bunt wird, haben ſich losgeriſſen, doch auch das geht zu Ende, der Sturm macht eine Pauſe, es wird ruhig, und ungeſtört klingt das melodiſche Tröpfeln des durchſickernden Waſſers, welches neben

mir auf das Bett fällt. Nun, ich bin Hans im Glücke, denn ich habe einen wasserdichten Pelz bei mir, lasse es ruhig tröpfeln und schlafe endlich ein.

Am andern Morgen findet sich, daß es ein schweres Geschäft ist, mit nassen Strümpfen in nasse Stiefel zu fahren; ist man aber einmal darin, so erfreuen sie das Herz und machen Musik beim Gehen. Hinauf aufs Roß, und wieder ein Guß nach dem andern, ein Frühstück bei künstlichen Troglodyten, neue Scheußlichkeit der Straße, und leider zeigt sich diesmal, daß die Gefährlichkeit des Pfades über die Grenzen des Humors hinausgeht; von zwei mitreisenden Damen stürzt eine und verstaucht sich den Fuß so ernstlich, daß sie nicht weiterreisen kann; die Arme muß auf eine Bahre gelegt und nach Jerusalem zurückgeschafft werden. Fürwahr, der Weg ist nicht für Damen gemacht, und selbst von uns Männern würde die Hälfte mit zerbrochenen Gliedern zurückgeblieben sein, wären nicht die unbezahlbaren Pferde. Die steigen von Stein zu Stein, treppauf, treppab, immer ruhig und stark, stolpern wohl, aber fallen nicht hin, stehen fest, so lange der Huf nur mit einer Kante den Felsen berührt, schnauben wohl, aber setzen hinab — wir reiten noch gedankenlos über Stellen, an denen wir in Deutschland längst abgestiegen wären, und kommen im ganzen mit Glück hinüber.

Kommen auch endlich nach Nablus, dem alten Sichem, dem Mittelpunkt der Provinz Samaria, ja des ganzen westlichen Palästinas. Ich schlage die Bibel auf, um die gewaltige Erzählung von den Thaten der alten Eroberer noch einmal an mir vorübergleiten zu lassen. Mein erster Blick fällt gerade auf den Vers (4. Mose, 12): „Und Mose war der geplagteste aller Menschen," und es macht

einen unabweisbar humoriſtiſchen Eindruck, zu ſehen, wie ſcharf da das heilige Buch das beſondere Kennzeichen der Staatsmänner erſten Ranges für alle Zeiten feſtgeſtellt hat. Ja, ein geplagter Geſetzgeber war er, wenn ſeine bockbeinigen Zöglinge nicht acht Tage allein bleiben konnten, ohne nach Götzen zu ſchreien, wenn ſein eigener Bruder ihnen das goldene Kalb goß, wenn ſie ihm parlamentariſche Deputationen zuſchickten, um abgeſchmackte Anträge zu ſtellen, und wenn die Partei Aarons wider ihn redete: „Spricht der Herr allein durch Moſes?“ Verſteht Eugen Richter es nicht ebenſo gut und beſſer?

Aber die Rieſengeſtalt des alten Propheten ſtand feſt, und unbeirrt zeichnete er den Leitern der Gemeinde ſein gewaltiges Programm vor: im Dienſte des einigen Gottes nach Kanaan zu ziehen und das Land zu erobern, ſo zu erobern, daß außer den Gottesdienern nichts übrig blieb. Wieder und wieder ſchärft er ihnen ein: du ſollſt den Feind austreiben und vertilgen, du ſollſt ihn nicht unter dir wohnen laſſen, daß nicht deine Söhne und Töchter ſeinen Götzen nachgehen. „Werdet ihr aber die Einwohner des Landes nicht vertreiben vor eurem Angeſicht, ſo werden euch die, ſo ihr überleben laſſet, zu Dornen werden in euren Augen und zu Stacheln in euren Seiten, und werden euch drängen auf dem Lande, darinnen ihr wohnt.“ Er ſelbſt führte den Zug bis an den Berg Nebo, ſchaute hinab in das gelobte Land und ſtarb. Seine Nachfolger Joſua und Caleb aber übernahmen die Ausführung des Gebotenen, und es wurde der furchtbarſte Eroberungskrieg, von dem die Geſchichte berichtet. Grauen ging vor ihnen her, „die Einwohner des Landes ſind feige vor uns,“ ſagen Joſuas Kundſchafter, und Vernichtung folgte. Jericho

war die erste Stadt, die sie nahmen, sie ließen das Weib Rahab, welches ihre Kundschafter aufgenommen hatte, nebst deren Familie am Leben, aber im übrigen „sie töteten alles, was in der Stadt war, mit der Schärfe des Schwertes, Mann und Weib, jung und alt, Ochsen, Schafe und Esel.“ Von da ging der Zug gen Ai, Männer, Weiber und Kinder wurden erwürgt und der König von Ai an einem Baum erhängt. Da war es kein Wunder, daß die Völkerschaften von ganz Kanaan sich zusammenthaten, fünf Könige der Amoniter, vier von Hebron, Jerusalem, Lachis und Eglon, um mit vereinter Kraft sich eines solchen Feindes zu erwehren. Es war ein Verzweiflungskampf der angestammten Besitzer des Landes gegen den Eindringling, der, wo er hinkam, alles nahm, Leben wie Besitz; aber er fruchtete nicht; Josua schlug die Verbündeten bei Beth Horon, drei Stunden nordwestlich von Jerusalem, und die fünf Könige der Amoniter hingen des Abends an fünf Bäumen, solid befestigt, mit Stricken, die ihnen um den Hals hingen. Die Könige von Lachis, Hebron und Eglon aber nebst ihren Städten holte er sich einzeln und verfuhr mit ihnen so wie mit ihren Unterthanen nach der gleichen einfachen und gründlichen Vorschrift. Wieder rotten sich die Stämme zusammen, um dem Verderben einen Damm entgegenzusetzen, wieder wurden sie geschlagen und erwürgt, und dann dehnte sich das Reich der Juden schon bis zum Fuße des Hermon, nördlich vom See Tiberias. Und der Widerstand der Einwohner war gebrochen, „das Land hörte auf zu kriegen“; Josua aber benutzte die Muße, um die Enakssöhne und andere Reste der Urbevölkerung, die hinter dem israelitischen Zuge zurückgeblieben waren, auszurotten.

Hier in Sichem saß Josua, hochgeehrt und hochbetagt, und berief die Ältesten aller Stämme, um ihnen sein Testament zu hinterlassen. Er ließ sie sprechen: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen," und schloß die Augen.

Der unmenschlich grausame Zug, den die jüdische Kriegsführung jener Periode an sich trägt, blieb bis in die Königszeit an ihr haften. Im 2. Buch Samuel, Kapitel 12, nimmt David die Stadt Rabba der Amoniter ein; „aber das Volk drinnen führte er heraus und legte sie unter eiserne Sägen und Zacken, zerstückte sie mit eisernen Keilen und verbrannte sie in Ziegelöfen. So that er allen Städten der Amoniter."

Trotzdem konnte die Vorschrift, alles zu töten, in ihrer furchtbaren Folgerichtigkeit nach Josuas Tode nicht mehr aufrechterhalten werden. Schon im Anfang des Buches der Richter bleiben einzelne Kanaaniter, Philister und andere Ureinwohner zurück, man ließ sie leben und sie wohnten unter und neben den Juden. Die Folge blieb nicht aus; die feindlichen Stämme erstarkten wieder, und von Zeit zu Zeit erhob sich einer, um die Herrschaft über seinen alten Besitz wieder zu ergreifen. Indessen, die Juden hatten schon das Indigenat erworben; man besiegte und unterwarf sie wohl, trieb sie aber nicht in die Wüste zurück. Die streitenden Völker des Morgenlandes haben alle denselben Grundsatz: der Sieger macht den Besiegten zum Heloten. Sie dienten dann einem der fremden Könige acht, dem andern zwanzig, dem dritten vierzig Jahre, dann kam ein „Richter," ein Held ihres Geschlechts und erlöste sie für ähnliche Zeiträume; es war eine Zeit, wo sie sich mit den Nachbarn und Feinden als Gleichbe-

rechtigte herumschlagen mußten, bis Davids überlegene Thatkraft dem Zustande ein Ende machte und die Herrschaft der jüdischen Nationalität im Lande feststellte.

Mehrere der merkwürdigsten Episoden aus jener Zeit spielen hier oder in der Nähe von Sichem. Südlich von Tabor war es, wo Sissera, der Feldhauptmann der Kanaaniter, geschlagen wurde vom jüdischen Feldherrn Barak und der Prophetin Deborah. Sissera floh zu Fuß und kam in die Hütte des Weibes Jael, dessen Mann er für seinen Freund hielt. Das Weib aber lockte ihn herein, gab dem müden Flüchtling Milch und wies ihn zu schlafen; als er schlief, holte sie einen großen Nagel und schlug ihm den in den Schädel, daß er zuckte und starb. Deborah aber und Barak sangen ein Preislied über den Fall: „Wohlauf, wohlauf, Deborah, wohlauf, wohlauf und singe ein Liedlein! Mache dich auf Barak und fange, die dich fangen wollten, du Sohn Abinoams!“ „Zu ihren Füßen krümmte er sich, fiel nieder und legte sich, er krümmte sich, und wie er sich krümmte, so lag er verrecket!“ Es war eine harte Rasse, die solche Lieder sang nach solcher That.

In Sichem wiegelte Abi Melech mit seinen Sippen und Verwandten die Bürger auf, bis sie ihm Geld gaben, womit er eine Bande „loser Leute“ warb und als Raubritter lebte; schließlich traten die Männer zusammen und ernannten ihn zum Könige „bei der hohen Eiche, die zu Sichem steht.“ So wurde er der Vorläufer Sauls und Davids. Aber der Ursprung seiner Herrschaft klebte ihm an; er blieb ein Räuberkönig, die Bürger empörten sich wider ihn, er stürmte die Stadt und verbrannte sie. Er zerbrach die Mauern und säte Salz darauf. Dann aber retteten sich seine Gegner in den Turm, die Citadelle;

Abimelech legte Feuer an den Turm und verbrannte ſie alle bei tauſend Mann, Mann und Weib. Endlich kam ſein Ende; als er Thebez belagerte, warf ihm ein Weib einen Mühlſtein auf den Kopf und zerbrach ihm den Schädel. Er ſtarb, wie Pyrrhus, und da er ein Emporkömmling ohne Wurzeln im Volke war, blieb von ſeinem Beginnen nichts übrig.

Aber er bereitete den Boden für die nächſtfolgende, die große Königstragödie der Hebräer.

Dort im Nebel, wenige Meilen von hier, liegt Bethſan, die Stadt, wo Saul endete, der ſonnenhelle, ſtarke Mann, den ein Prieſter zum König erhob, weil er der harmloſeſte ſchien, und den derſelbe Prieſter zu Boden drückte, weil er es gewagt hatte, ein Herrſcher auf eigne Hand ſein zu wollen. In Trübſinn und Verlaſſenheit ging er zu Grunde, „und ſie hängten ſeinen Leichnam an die Mauern von Bethſan.“

Nach Süden aber liegt das ephraimitiſche Gebirge, und was von weitem über den Jordan herüberſchaut, das iſt die Landſchaft Gilead, in der die erſte Schickſalstragödie ſpielt. Denn Jephtha war ein Gileaditer; er zog hinaus, die Ammoniter zu bekriegen, und gelobte, dem Herrn das erſte zu opfern, was ihm aus ſeinem Hauſe entgegenkommen würde. Er ſchlug die Feinde, und als er heimkehrte, da ging ſeine Tochter hinaus, ihm entgegen, mit Pauken und Reigen. „Und ſie war ſein einziges Kind; er hatte ſonſt weder Sohn noch Tochter.“ Sie aber ſprach: „Mein Vater, haſt du deinen Mund aufgethan wider den Herrn, ſo thue mir, wie du geſagt haſt.“ Sie ging hin mit ihren Geſpielen in die Berge und beweinte zwei Monate lang, daß ihr junges Leben verbluten mußte, ohne

daß sie ein Weib geworden. Dann kam sie zurück, „und er that ihr, wie er gelobt hatte.“ Und es ward eine Gewohnheit in Israel, daß die Töchter Israels jährlich hingehen, zu klagen die Tochter Jephthas, des Gileaditers, vier Tage im Jahre.

So schreibt die Bibel den erschütternden Bericht in ihrer großartig einfachen Weise. Die Berge dort im Hintergrunde aber, das sind die, auf denen das Mädchen mit ihren Gespielen geweint hat, und noch heute liegt auf ihnen der Zauber jener Erinnerung und jener Klage. Frisch, als wäre sie von gestern, ergreift uns die rührende Gestalt der Jungfrau und das schicksalsvolle Heldenleid des Mannes, dessen einziges Kind sie war. Ja, wer so hier sitzt und mit zwei Blicken die Gebiete überschaut, in welchen jene alten Erzählungen spielen, dem kommt erst recht zum Bewußtsein, welch ein gewaltiges Epos die alten Bücher der heiligen Schrift sind — selbst die Klagen der sophokleischen Helden erscheinen matt gegenüber dem schlichten „sie war sein einziges Kind, nnd er that ihr, wie er gelobt hatte.“

Seltsamer Gegensatz zwischen einst und jetzt! Dort die blutige, harte Heldenschaft eines erobernden Volkes, hier das gedrückte Duldertum einer lange mißhandelten Rasse; dort der alte Geschichtsschreiber, der das größte Trauerspiel mit zwei markigen Worten erzählt, ohne eine Silbe von Gefühlskommentar, hier der Sohn desselben Stammes, der seinen modernen Weltschmerz in den zartesten Versen besingt und, allen voran, den Kultus des Liebeskummers treibt; dort das Schwert und der Pflug, hier der Kurszettel — wohl an keinem Volke hat die Geschichte ihre umbildende Kraft so gründlich gezeigt, wie

an dem der Juden, aber keines hat ihr auch einen ſo zäh knetbaren Teig geliefert. Jetzt ſitzt der Touriſt inmitten ihrer alten Heimat und vergleicht kopfſchüttelnd die filzhütigen, peieslockigen Männer der Gegenwart mit den furchtbaren Kriegern der Vergangenheit; die erſteren ſchauen ihm zu, ohne zu wiſſen, was er ſchreibt, und betteln um Bakſchiſch. Wenn der alte Joſua einmal wieder anferſtünde, was der wohl zu ſeinen Erben ſagen würde!

7

Der Garizim.

7. April

Die Bücher des Alten Teſtaments ſind voll von polemiſchen Zügen, welche gegen fremde, vom moſaiſchen Ritus abweichende Arten der Gottesverehrung gerichtet ſind, und infolge deſſen wertvolle Spuren älterer Kulte bilden. Zum Teil liegt die Beziehung ſehr offen und iſt jedermann bekannt, wie z. B. wenn es ſich um den Baals- und Molochdienſt handelt; in andern Fällen ſind die Hinweiſungen verſteckter und dem Mißverſtändnis ausgeſetzt. So, um ein Beiſpiel zu nennen, der Satz: „Du ſollſt das Böcklein nicht kochen in der Milch ſeiner Mutter.“ Dieſe Vorſchrift findet ſich zweimal im zweiten Buche Moſes (Kapitel 23 und 34). Die Talmudiſten nehmen ſie wörtlich und verbieten ihren Gläubigen, das Fleiſch eines jungen Tieres mit Milch oder Butter zu behandeln; unter gebildeten Juden der Gegenwart iſt die Anſicht weit verbreitet, die talmudiſche Deutung beruhe auf einem Mißverſtändnis und der Sinn der hebräiſchen Worte ſei: Du ſollſt das Junge nicht eſſen, ſo lange es noch an ſeiner Mutter ſaugt.

Das klingt ganz plauſibel, und auch Luther hat ſich in ſeiner Bibelüberſetzung dieſer Verſion angeſchloſſen. Aber ich glaube, daß die Talmudiſten dennoch Recht haben. Was die Stelle eigentlich bedeuten dürfte, das tritt hervor, wenn man ſich über die altaſiatiſchen Opfergebräuche unterrichtet. Dieſe haben ſich als geheimnisvolle, von wenigen gepflegte Überlieferung bei den Hindus erhalten, und europäiſche Gelehrte haben mit vieler Mühe Nachrichten über dieſelben erlangt. Danach gehört es zum Brauch des großen, vollſtändigen Opfers, daß ein Lamm unblutig, durch Erſtickung und Schlag, getötet, daß es in einen Topf geſteckt, daß die Mutter desſelben in dieſen Topf gemolken und dann das junge Tier in der Milch gekocht werde. Daneben halte man nun die moſaiſchen Vorſchriften, welche ausdrücklich und wiederholt verlangen, daß das Opferlamm durch blutigen Schnitt getötet werde, und welche zweimal befehlen: Du ſollſt das Junge nicht kochen in der Milch ſeiner Mutter. Da kann kaum ein Zweifel beſtehen, daß beides beſtimmt iſt, dem uralten aſiatiſchen Opferbrauch entgegenzutreten und Elemente von früheren Kultusformen aus dem Gottesdienſt des jüdiſchen Volkes fern zu halten.

Ein ferneres Element der Art, welches bis weit in die Königszeit in der Bibel erſcheint, iſt die „Anbetung auf den Höhen.“ Der Gedanke, ſich Gott auf freiem Bergesgipfel, fern vom Tagesleben, betend zu nähern, iſt dem Menſchen ſo naheliegend, daß er auch uns Moderne, und ſpeciell uns Germanen, durchaus ſympathiſch berührt; wenn wir in die Lage kämen, gottesdienſtliche Formen frei erfinden zu müſſen, ſo würden ganz gewiß ſehr viele von uns auf die Berggipfel als Kultusſtätten verfallen. Dem

entspricht, daß die Verehrung auf den Höhen zu den ältesten Zeiten sicherlich weit verbreitet war. Abraham opfert den Isaak auf dem Berge Moriah; im Buch der Richter ist vom Dienst der Höhen und Haine in Verbindung mit fremden Göttern die Rede; im Buch der Richter, Kapitel 15, geht David auf die Höhe, „da man pflegte anzubeten"; im Buch der Könige, Kapitel 3, opferte das Volk auf den Höhen; „denn es war noch kein Haus gebaut dem Namen des Herrn." Der Gottesdienst auf den Höhen ist, wie man aus den Beispielen sieht, nicht wesentlich heidnisch, sondern eine der korrekten alten Formen des jüdischen Kultus, kann aber auch heidnisch sein, und es ist zu vermuten, daß er eine uralte, weit über die Wiegenländer der Menschheit verbreitete Gepflogenheit darstellte.

Erst als der Tempel erbaut war, strebte das jüdische Priestertum dahin, den ganzen Kultus auf den Mittelpunkt Jerusalem zu beziehen, hatte aber nur teilweisen Erfolg. Auf den Höhen wurde weiter geopfert, teils im heidnischen Sinne, so z. B. unter Jeroboam und Rahabeam (1. Könige 13, 14), teils aber auch von Rechtgläubigen; so z. B. wird von den Königen Assa und Josaphat gesagt, daß sie rechtschaffen waren, die Götzenbilder zerstörten und auf wohlgefälligen Wegen wandelten, „aber die Höhen thaten sie nicht ab, sondern das Volk opferte und räucherte noch auf ihnen." Das war zu der Zeit nicht mehr orthodoxer Ritus, und die Priester, welche die Geschichte der Könige schrieben, verfehlen nicht, es mißliebig anzumerken. Aber der Drang des Volkes und die alte Überlieferung war mächtiger als sie; die Spaltung des Reiches in zwei Teile, Israel und Juda, begünstigte die vom Tempel unabhängigen Kultusformen im nörd-

lichen Teile Palästinas, die Höhen behielten ihre gottesdienstliche Bedeutung und — haben sie behalten bis heute.

Was mich zu dieser Abschweifung veranlaßt, das ist der Berg Garizim, der drüben auf mich herabschaut. Der Ort Sichem oder Nablus, der seit Jeroboam wieder zur Hauptstadt wurde, liegt, verhältnismäßig gut aussehend, im fruchtbaren Thal zwischen zwei Bergen, von denen der eine der Ebal, der Berg des Fluches, der andere der Garizim, der Berg des Segens ist. Von Vespasian wurde Sichem zerstört und dann unter dem Namen Flavia Neapolis wieder aufgebaut; der jetzige Name ist aus dem letztern durch schlechte Aussprache entstanden. Nablus enthält die letzten Reste der merkwürdigen Sekte, welche die „Samaritaner" heißt und bis zu jetziger Zeit die religiöse Überlieferung bewahrt hat, welche in den Tagen Jesu in ganz Samaria herrschte. Man weiß, wie groß und hergebracht damals der Gegensatz zwischen Judäern und Samaritern war; aufgebrachte Juden schimpften den Heiland einen Samariter, und Jesus selbst wählt im Gleichnis den Samariter als schärfsten Gegensatz zum Priester und Leviten. Schon als die Judäer nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft den Tempel und die Mauern Jerusalems wieder aufbauten, verweigerten sie es, sich von den Samaritern dabei helfen zu lassen; die Folge war, daß diese sich ganz von ihnen absonderten und ein eigenes Heiligtum gründeten. Als solches wählten sie den Garizim, und von dort aus pflegten sie ihre kirchliche Sonderlehre. Diese ist streng monotheistisch; sie erkennen von der Bibel nur die fünf Bücher Moses an und verpönen nicht bloß alle Bilder der Gottheit, sondern auch alle bildlichen Ausdrücke, welche von Gott in anthropomor-

phisirender Weise reden. Sie glauben an Auferstehung, Weltgericht und an einen Messias, der 6000 Jahre nach der Schöpfung auftreten soll. Die 6000 Jahre waren nach ihrer Rechnung im Jahre 1868 verflossen; wie sie sich mit dem Nichteintreffen der Prophezeiung abgefunden haben, ist nicht recht abzusehen, vermutlich in ähnlicher Weise, wie Bischof Martin mit der päpstlichen Unfehlbarkeit.

Fanatiker in ihrer Art, haben sie nicht bloß dem übrigen Judentum, sondern auch den Römern und Christen trotzig gegenübergestanden. Unter Vespasian rotteten sie sich zusammen und stellten auf dem Garizim ein Heer von 11 000 Mann auf; sie wurden aber geschlagen und ihre Stadt ward die oben genannte Kolonie. Aber noch Jahrhunderte lang empörten sie sich von Zeit zu Zeit, teils gegen Rom, teils gegen das Christentum, nachdem es Staatsreligion geworden war. Justinian mußte noch eine Expedition gegen sie ausrüsten. Dann war ihre materielle Kraft gebrochen. Ich entnehme Bädeker die Notiz, daß die Schriftsteller der Kreuzfahrerzeit nicht von ihnen sprechen, daß aber Benjamin von Tudela, ein jüdischer Kaufmann aus Navarra, der um 1160 Palästina bereiste, noch 1000 von ihnen in Nablus und vereinzelte andere in Askalon, Cäsarea, Damaskus vorfand. Seitdem sind sie immer weiter zusammengeschmolzen und jetzt sind ihrer nur noch 130 vorhanden, die in Nablus ein besonderes Stadtviertel bewohnen.

Sie und mit ihnen die Einwohner der ganzen Gegend gelten noch heute für fanatisch und streitsüchtig. Die Samaritaner zeichnen sich in der Kleidung von ihren Mitbürgern aus, indem sie meist tiefrote Turbane tragen.

In der Stadt haben sie nur eine kleine, kahle Synagoge, in der aber ihre große Kostbarkeit vom hohen Priester gehütet wird. Es ist ein alter Codex des Pentateuch, in samaritanischen Lettern geschrieben (sie selbst behaupten, er stamme vom Enkel Aarons), der am Versöhnungstage hervorgezogen und der Gemeinde zum Kusse dargeboten wird. Ihre großen Feste aber feiern sie auf dem Garizim, und besonders das Osterfest, zu dem sich die ganze Gemeinde versammelt. Schon eine Woche vorher ziehen sie auf die Höhe und schlagen etwas unter dem Gipfel ein Zeltlager auf. Am Festabend aber stehen sie oben in weißen Mänteln und Turbanen; wenn die Sonne fern im Meere versinkt, spricht der Hohepriester den Segen über sie; die Frauen bereiten „bittere Speise," die Männer opfern sieben weiße Lämmer und bestreichen die Stirn ihrer Söhne mit dem Blute derselben. Zwölf Männer, welche die zwölf Stämme Israels darstellen, sprechen die Gebete dazu; ihre Zahl zeigt, daß die Samariter sich noch immer als eine Gemeinde betrachten, welche rechtlich das ganze Judentum umschließt. Die geopferten Lämmer werden gebraten und in tiefem Schweigen verzehrt, wobei die sitzenden Männer in der linken Hand einen Stab halten — mosaische Erinnerung an die Bereitschaft zum Auszug. Bis die Morgensonne die Höhe rötet, dauert Opfermahl und Gebet; dann segnet sie der Priester und sie schreiten wieder hinab ins Tagesleben.

Es ist eine merkwürdige Sache um die Zähigkeit der religiösen Überlieferungen. Da thun diese jüdischen Männer in der nächtlichen Stille ihres Berges dasselbe, was ihre Vorfahren vor 3000 Jahren, dasselbe, was unsere Ahnherren heimlich auf dem Blocksberge noch vor 600 und

öffentlich auf vielen andern Höhen vor 1000 Jahren zu begehen pflegten. Die Deutschen schlachteten Pferde, sangen Wodanslieder und tranken Bier aus großem Kessel dazu; die Samariter töten Lämmer, lesen den Pentateuch und essen Mazzes mit bitterer Würze — jedes Volk richtet sich nach seinen Mitteln und nach den Erinnerungen seiner engern Geschichte. Aber der Grundzug, das nächtliche Opfer auf dem Berge, ist derselbe, und wer weiß, ob nicht wirklich beide Feiern in engem geschichtlichen Zusammenhange stehen. Es ist möglich genug, daß die Walpurgisnacht auf dem Blocksberge und die Osternacht auf dem Garizim Töchter derselben Ahnfrau sind, einer uralten, gottesdienstlichen Form, die in Westasien schon verbreitet war, als die Indogermanen und Semiten dort ihre Ursitze hatten. Es wird fast wahrscheinlich, wenn wir, wie in dem eingangs erwähnten Beispiel, Spuren davon finden, daß auch andere Formen, wie das Opfer in der Milch, über Arier und Semiten sich erstreckten. Und wenn wir selbst mit Wohlgefallen an die beturbanten Männer denken, die dort auf dem samaritischen Gipfel der aufgehenden Sonne entgegensehen, sind wir ganz sicher, daß nicht der Tropfen alten Heidenblutes, den wir von den Vorvätern her im Körper haben, sich heimlich in uns regt, sympathisch berührt von der dunkeln Erinnerung an Dinge, die einst dem Germanen angeerbt waren?

8

Über Nazareth zum See von Tiberias.

9. April

Hinter Nablus wurde das Wetter hell, und von da ab nimmt die Reiſe ein anderes Geſicht an. Zwar ſind die Straßen im Thal noch ſo verſumpft, daß wir öfters erhebliche Umwege über die Berge machen müſſen. Aber die Sonne ſcheint, der Wind geht friſch, und wir ziehen vergnüglich durch grünendes Land. Je weiter nach Norden wir kommen, deſto mehr verliert die Gegend den Charakter der Steinwüſte; noch hat die Sonne den Kräuterwuchs nicht zu Tode gebrannt, es grünt üppig um uns, und die Wieſenblumen nicken, gelb, weiß und rot, wie in Deutſchland. In den Ebenen wächſt gute Saat, an den Bergen liegen terraſſirte Ölgärten.

Wir ſehen Sebaſtije, das alte Samaria; es weiſt Ruinen einer Kreuzfahrerkirche auf; außerdem ſtehen im Felde noch einige Dutzend Säulen aus dem klaſſiſchen Altertum; ſelbige ſind ſehr lehrreich für Touriſten, die noch nie eine Säule geſehen haben.

Dann öffnet sich bei Djenin die Ebene Jesreel, jetzt „die Wiese des Sohnes von Amir" genannt. Südlich begrenzt sie der Karmel, dessen langgestreckten Zug wir fern ins Meer abfallen sehen, nördlich die Berge von Nazareth und der Tabor. Sie sieht aus wie ein grüner See, acht Stunden lang, vier breit; das ganze riesengroße Gelände ist das nominelle Eigentum eines einzigen Beduinenscheichs, der sich übrigens mit den andern Stammesverwandten um die Ausübung seines Besitzrechtes zu schlagen hat. Hier gewannen Kleber und Napoleon 1799 die „Schlacht am Tabor," und am Abend des Siegestages speiste Napoleon zu Nazareth. Wir und andere große Männer hatten die Ehre, seinem Beispiele zu folgen, versteht sich, was den letzten Teil desselben angeht.

Nazareth ist ein verhältnismäßig gut aussehendes Städtchen von 6000 Einwohnern, darunter $^1/_3$ Muhammedaner, $^2/_3$ Christen verschiedener Bekenntnisse. Einige Missionsgebäude geben ihm ein stattliches Ansehen, und die Früchte der Mission merken wir daran, daß ein paar Eingeborene englisch sprechen. Ein freundlicher Franziskanerpater zeigt uns die überlieferten Merkwürdigkeiten, den Platz, wo das Haus Mariens gestanden haben soll, ehe es nach Loretto wanderte, und dahinter zwei niedrige, in den Felsen gehauene Räume, die „Küche Mariens." Zwar wird die Küche auch in Loretto vorgewiesen, aber diese Troglodytenräume sollen eine Küche zweiten Ranges, der Pater meint die Wasch- oder Kaffeeküche, gewesen sein. Von dem, was altchristliche Frömmigkeit hier geschaffen, sind nur noch zwei Säulenstümpfe übrig, die unten und oben im Felsen stecken; sie sind offenbar Teile einer einzigen Säule, die in der Mitte völlig durchgeschlagen

worden. Hier ſtand ſeit dem vierten Jahrhundert eine alte Kirche, der die Säule angehörte. Der Pater erzählt, bei der muslimiſchen Eroberung ſei die Kirche zerſtört worden, die Säule aber, welche vor dem Fenſter des Häuschens ſtand, blieb aufrecht, und die Chriſten verehrten den Platz, wallfahrteten hin und hängten an der Säule Votivbilder auf, ſo lange, bis die Araber auf die Idee kamen, im Innern des Pfeilers müſſe ein Heiligtum oder ein Schatz verborgen ſein. Sie zerſchlugen daher die Säule und hörten nicht eher auf, als bis ſie dieſelbe in zwei Stümpfe zerteilt und ſich ſomit überzeugt hatten, daß nichts drinnen ſei. Woher die Erzählung des Paters ſtammt, das wußte er nicht ſicher anzugeben; ſie klingt wenigſtens glaubhaft.

Nazareth beſitzt außer der Marienkirche noch andere Merkwürdigkeiten, denen aber durchgehends das Siegel der Unechtheit an der Stirn ſteht. Da iſt vor allem der heilige Stein, ein großer viereckiger, roh behauener Kalkblock von der Höhe eines europäiſchen Tiſches; auf ihm ſoll Jeſus mehrmals mit den Jüngern geſpeiſt haben, ſelbſt nach der Auferſtehung. Die Überlieferung davon reicht aber nur zwei Jahrhunderte zurück, und an einem Tiſche von ſolcher Höhe hat nie ein Orientale gegeſſen. Ein Bild in der Kapelle, welche über dem Stein erbaut iſt, zeigt den Heiland auf dem Stein gelagert und die Apoſtel ringsum aufrecht auf Stühlen ſitzend — es iſt aber ſehr wahrſcheinlich, daß die Apoſtel in Paläſtina nie einen Stuhl geſehen, gewiß, daß ſie nicht in europäiſcher Weiſe auf ihm geſeſſen haben; die ganze Vorſtellung, daß dem ſo geweſen ſei, deutet auf abendländiſche Erfinder der Legende — der Stein dürfte ein Abkömmling des heiligen Felſens in Jeruſalem ſein.

Ähnlich sieht es aus mit der Synagoge, in der die Juden beschlossen haben sollen, den Heiland von einem Felsen herabzustürzen, mit dem „Berg des Herabsturzes" selbst und andern apokryphen Andenken.

Wirklich interessant ist dagegen der Brunnen auf der Ostseite des Städtchens; es ist der einzige des Ortes; da ist also mit Sicherheit anzunehmen, daß schon Maria hier Wasser geholt hat, wie die Frauen und Mädchen es noch heute thun. Sie kommen mit ihren antik geformten Krügen, des Morgens in etwas vernachlässigter Toilette, des Abends im bunten, biblischen Gewand, holen Wasser und plaudern, während die Männer auf der benachbarten Wiese umherwandeln. Es sind schöne Gestalten darunter und so wie sie, mit dem Krug auf dem Haupte, ist auch einst die Mutter Jesu hierher gegangen.

Ein Gang über den Tabor erwies sich weniger lohnend, als man denken sollte. Der Berg ragt, etwa 2000 Fuß hoch, erheblich über die Nachbarn hervor und ist merkwürdig durch seine regelmäßige Calottenform, der vollendetste Typus der abgerundeten Gestalt, welche den Höhen des palästinensischen Kalkgebirges überhaupt zukommt. Die Überlieferung nennt ihn bekanntlich als den Berg der Verklärung; im Evangelium Marci heißt es nur: „er führte sie auf einen hohen Berg," und der Tabor ist sicherlich nicht dieser Berg gewesen, da er zur römischen Zeit mit Wohnungen bedeckt war; um 200 lag noch eine Stadt oben. Aber die Legende haftet ihm einmal an, schon seit dem vierten Jahrhundert, und seine auffallende Form konnte nur dazu dienen, sie zu befestigen. So haben denn die Kreuzfahrer auf seinem Gipfel eine Kirche und ein Kloster angelegt, deren Ruinen noch vorhanden sind;

ſpäter gingen die Kämpfe zwiſchen Arabern und Chriſten über die Stelle hin, er wurde befeſtigt und die Bauten dann wieder zerſtört; jetzt liegen zwei neuere Klöſter oben, ein griechiſches und ein lateiniſches. Die Ausſicht reicht weit, bis zum Antilibanon, aber der See von Genezareth iſt durch Berge verdeckt, und ſo fehlt der Landſchaft der Hauptreiz.

Hinab! Wir finden auf dieſem Tagemarſch etwas neues, bisher nicht geſehenes, nämlich Waldbäume. Freilich bilden ſie noch keinen Wald, ſondern ſtehen einzeln, 20 bis 100 Schritte auseinander, aber es ſind doch wirkliche, ſchattengebende Laubbäume, meiſt Eichen — bisher war von ſolchen buchſtäblich kein Stück dageweſen.

Eine fernere Neuigkeit iſt, daß wir auf der großen Karawanenſtraße von Jeruſalem nach Damaskus angekommen ſind. Wenn es aber nicht im Bädeker ſtünde, ſo würden wir es gewiß nicht merken. Die „große Karawanenſtraße“ iſt ein ausgetretenes Pfädchen von zwanzig bis vierzig Centimeter Breite, und wo der Boden gangbar iſt, laufen andere ſchmale Pfädchen unregelmäßig nebenher, Karawanen begegnen uns, lange Züge von 50 bis 150 Kamelen mit ſchweren Weizenſäcken, die eins hinter dem andern geduldig auf dem ſchmalen Wege daherſtelzen; daran ſieht man, daß wir wirklich auf der Hauptſtraße ſind, ſonſt würde es kein Europäer glauben.

Schließlich werden gar Räuber angemeldet. Einige Töpfer kommen wehklagend und ſchreiend; ſie erzählen, daß ganz in der Nähe ſechs Beduinen ihnen mit Gewalt ihre Töpfe und dazu auch das Geld, welches ſie bei ſich hatten, abgenommen haben. Ein gut gelaunter Genoſſe kommandirt: Revolver heraus! — aber Abbas, der ele-

gante Dragoman, dreht die Flinte um und galoppirt vorwärts, bis er hinter einer Anhöhe unsern Blicken entschwindet. Wie wir um die Ecke biegen, sehen wir ihn richtig schon im Handgemenge mit sechs pflugführenden Eingeborenen; er schlägt vom Pferde herab mit dem Kolben drein, die Gegner versuchen sich zu wehren; wir galoppiren zu Hilfe, die Reitpeitschen sausen auf Köpfe und Hände, und der Kampf ist in wenigen Augenblicken entschieden; die Übermacht der Europäer über die unbebewaffneten Wilden ist zu groß. Da stehen sie, schwärzliche Kerle mit wüsten Gesichtern, ihre Kopftücher sind beim Handgemenge abgerutscht und langes, wirres Haar quillt darunter hervor, halb Angst, halb Frechheit malt sich in den Zügen; aber sie halten still, denn sie sind umringt, und das Gericht wird gehalten. Die gestohlenen Töpfe finden sich unter einem Dornhaufen wieder; mehr Schwierigkeit macht es, das geraubte Geld herauszubekommen: erst setzt es noch einige Prügel nebst der Drohung, sie gebunden nach der nächsten Polizeistation zu bringen; da entschließen sie sich, auch die Münzen zurückzugeben, und unsre Schützlinge, die Töpfer, ziehen befriedigt mit dem wiedererlangten Eigentum von dannen. Die Räuber bleiben zurück, battus et contents; wir schärfen ihnen ein, sich nicht vom Platze zu rühren, wenn sie nicht wollten, daß unsere nachfolgenden Packknechte sie ganz umbringen sollen, und die Drohung hilft: am Abend erfuhren wir, daß die Spitzbuben keinen Versuch gemacht haben, den Topfhändlern nachzugehen oder sich an andern harmlosen Wanderern zu erholen; eine richtig applizirte Tracht Schläge wirkt unter Umständen sänftigend auf das Gemüt des Menschen.

Was mir bei dem Scharmützel am meiſten auffiel, war die Taktik der Pferde einerſeits, die der unbewaffneten Fußgänger anderſeits. Die Pferde verhielten ſich geradezu, als ob ſie fachmänniſch auf derartige Vorkommniſſe abgerichtet wären: wenn der Feind einen Stein oder eine Stange erhebt, ſtürmen ſie gerade auf ihn los, daß er gezwungen iſt, ſein Vorhaben aufzugeben und raſch auszuweichen; wenn er ſchlägt oder wirft, ſpringen ſie in kurzen Bogenſätzen beiſeite, gewandt, wie gelernte Fechtmeiſter: keiner von uns war irgendwie getroffen worden. Die Fußgänger aber benutzen die natürliche Waffe des Landes, den Stein, mit einer außerordentlichen Ausgiebigkeit. Man begreift in dieſem Lande raſch, weshalb die Strafe der Steinigung bei den alten Juden in Gebrauch war: auf dem beſten Acker braucht man ſich nur zu bücken, um ein Dutzend fauſt- bis kopfgroßer Wurfgeſchoſſe im Bereich der Hand zu haben, was aber in der Bibel ein „ſteiniger Acker“ heißt, das nennt man bei uns eine Steinhalde oder, wenn man ehrgeizig iſt, ein Felſenmeer. Dementſprechend wird geworfen. Wo ſich zwei Jungen balgen, da greifen ſie zum Stein, und hier, wo Töpfer und Eſeljungen uns halfen, die Spitzbuben zuſammenzutreiben, da bombardirten ſie den Gegner mit dröhnenden Würfen aus zwei Schritt Entfernung, ſelbſt aus unmittelbarſter Nähe, Mann an Mann, wo jeder Europäer die Fauſt gebrauchen würde. So ſchaut man noch heute in die Landesgewohnheiten der älteſten Zeit — ſie ſind eben durch die Natur des Bodens gegeben.

Zur Belohnung für dieſe That patriarchaliſcher Juſtiz begünſtigt uns der Himmel mit einem Stück guten Weges; gut heißt in dieſem Falle immer noch einen Fuß breit,

aber mäßig glatt, ſodaß man ohne direkte Gefahr für ſeinen Hals ſcharf reiten kann. Ein langer Galopp bringt uns auf die letzte Höhe, und vor uns liegt, tief unten, ein großer, ſpiegelblanker blauer See, umrahmt von niedrigen Bergen, im Norden überglänzt von dem ſchneeſchimmernden Rücken des Hermon.

Der Waſſerſpiegel iſt der See von Genezareth, der graue Steinhaufen an ſeinem Ufer die Stadt Tiberias, oder, wie ſie jetzt heißt, Tabarîje. Sie, die Stadt, hat kaum weitere Eigenſchaften als die, daß ſie viele Talmudiſten hervorgebracht hat, darunter den großen Rabbi Ben Akiba, von dem die billige Bemerkung herſtammt: „Es iſt alles ſchon dageweſen.“ Außerdem iſt die Stadt berüchtigt wegen ihrer salva venia Flöhe, und die Araber behaupten, in Tiberias reſidire der König dieſer angenehmen Tierchen. In der Nähe liegt ein bei den Eingeborenen berühmtes heißes Bad, zu welchem Bädeker die richtige und tröſtliche Bemerkung macht: „Der Dunſt, welcher dem heißen Waſſer entſteigt, hindert den Beſucher, in den Badegemächern die Unſauberkeit zu erkennen.“

Der See iſt hübſch, namentlich von Weſten und Süden geſehen, wo der Hermon, der jetzt noch den Winterſchnee auf ſeinem Scheitel trägt, das Bild im Norden glänzend abſchließt. Seine vielgeprieſene Schönheit iſt aber nur relativ bedeutend. Den Vergleich mit einem Alpenſee hält er nicht aus; die Berge zu beiden Seiten ſind charakterloſe, langgeſtreckte Höhenzüge, grünlich von Kräutern, aber ohne Bäume und ohne maleriſche Maſſen. Indeſſen, wenn man fünf Tage lang in Sonnenbrand oder Regen über Steine und Steine geritten iſt, dann freilich iſt der Anblick des weiten, freundlich und ruhig in ſeinem Rahmen

daliegenden Spiegels eine höchst erquickliche Sache, fast so erfrischend, wie das nachfolgende Bad selbst. Und daher erklärt sich wohl die übermäßige Begeisterung, mit der manche Berichterstatter von ihm geredet haben.

Ist ja doch jede Beurteilung eines Landes relativ zu nehmen. Wir sind bis jetzt in den besten Teilen des palästinensischen Berglandes gewesen; denn an unserem Wege liegen die größten und zahlreichsten Dörfer oder Städte. Dabei erscheint uns die Provinz durchgehends arm und dürr; die fruchtbaren Strecken sind nur Oasen innerhalb öder Steinwüsten von überwiegender Ausdehnung. Viel reicher kann sie auch in früheren Jahrtausenden nicht gewesen sein; denn die harten unverwitterbaren Kalkfelsen haben niemals Frucht getragen. Selbst mit dem Baumwuchs in den Bergen dürfte es schon zur Zeit Davids und Salomos schlecht bestellt gewesen sein; sonst hätten wohl die Cedern auf dem Libanon nicht einen so hohen Wert gehabt, und Salomo hätte nicht, wie im fünften Kapitel des Buches der Könige zu lesen steht, selbst sein Tannenholz vom König Hiram aus Tyrus bezogen. Auch in den Büchern der Chronik geht man aus, „Holz zu hauen auf dem Berge Libanon," nicht auf den Bergen Judäas. Das Jordanthal aber ist im untersten Teile nur zwei Meilen breit, im obern schmäler, hier und da Salzsteppe, an anderen Stellen allerdings sehr fruchtbar und subtropischer Kulturen fähig, aber auch ungesund. Östlich vom Jordan liegen teils wieder rauhe Berge, teils Lavawüsten bis zum Haurangebirge hin. Alles in allem genommen würde Palästina im denkbar besten Zustande des Anbaues uns Abendländern noch immer als eine ziemlich unwirtliche, ärmliche Gegend erscheinen. Den

alten Juden aber war es das Land, wo Milch und Honig fließt; warum? Sie kamen aus der Wüste vom Lande Goſen bis zum Toten Meer, wo die Sonne noch viel heißer brennt und die Steine noch viel dürrer ſind als hier; ſie kamen aus der Sklaverei, die viel ſchärfer ſchnürt, als die Bergwand, welche das Thal einengt. Das Volk Iſraels hatte einen andern Maßſtab als wir. Das darf nicht vergeſſen werden, wenn man ſich von dem gelobten Lande eine richtige Vorſtellung machen will.

9

Eine Geſchichte von zwei Heiligen.

10. April

ch lag am Ufer des Sees, behaglich im Sande dahingeſtreckt, und neben mir ſaß ein neugewonnener Freund, der Scheich eines türkiſchen Derwiſchkloſters, heimkehrender Hadſchi, wie ich, und vergnügt, einen Europäer gefunden zu haben, mit dem er ſich unterhalten konnte. Denn unter den Derwiſchen findet man, wie die roheſten Myſtiker, ſo auch die geiſtig lebendigſten der Orientalen, und mein alter Herr gehörte zu der letzteren Art, er ſprach ſogar ein paar Worte Engliſch, die er irgendwo an der Küſte aufgeſchnappt hatte. Gemütlich zog er ſeine Beine unter ſich, drehte ſich eine Cigarette und erzählte mir eine Geſchichte, bei der mir zu Mute wurde, als ſtreckten die Nixen des glitzernden Waſſers ihre Köpfe unter den kleinen Wellen hervor, um zuzuhören und mitzulachen. Sie ſoll, wie ich ſpäter erfahren habe, in einem engliſchen Fachwerke bereits gedruckt ſein; aber es wäre ſchade, wenn ſie in gelehrten Büchern vergraben bliebe, und ſo ſetze ich ſie her, ohne auf Priorität Anſpruch zu machen.

In einem abgelegenen Thale, einige Stunden von Nintab, lag eine hochverehrte Türbe, die Grabkapelle eines verſtorbenen Heiligen. Bei ihr lebte und betete der Scheich Abdurrahman, ein würdiger, alter Derwiſch mit dem grünen Turban der Abkömmlinge des Propheten, der in dem Rufe ſtand, nicht bloß ein heiliges Leben zu führen, ſondern auch tief in die myſtiſchen Kenntniſſe eingedrungen zu ſein, welche die orientaliſchen Orden einander vererben. Es fehlte ſeiner Lampe nie an Öl, noch ſeinem Tiſch an den Spenden der Gläubigen, welche zu ihm wallfahrteten, und an den Fenſtergittern flatterten zahlloſe Läppchen von buntem Stoff, die dort von frommen Beſuchern als abgekürzte Votivtafeln zur Erinnerung an ein Gelübde oder an eine Fürbitte aufgehängt waren. Der ehrwürdige Scheich aber lebte einfach und zurückgezogen. Regelmäßig zeigte er ſich der harrenden Menge ſeiner Beſucher nur am Freitag, ſonſt liebte er allein zu ſein mit ſeinen Lebensgefährten. Dieſe waren ein Eſel und ein Schüler. Der erſtere war ein gutes altes Grautier, das ſeine zwanzig Sommer im Dienſte des Scheichs zugebracht hatte. Der Schüler trug den Derwiſchmantel und hieß Ali. Ali war ein guter Burſche, gleichfalls zwanzig Jahre alt, mit dem Eſel aufgewachſen und an Fell wie an Verſtand von einer gewiſſen Verwandtſchaft mit ſeinem Kameraden. Woher er ſtammte, wußte man nicht, aber das thut nichts bei einem Derwiſch, der nur in Gottes Hand ſteht. Er war fromm, that ſeine Pflicht, die Kapelle und den Lehrer zu bedienen, und unterwarf ſich mit unbegrenzter Ergebenheit den Lehren ſeines Meiſters. Was er wußte, verdankte er dieſem; der Scheich erdrückte ihn auch nicht mit ſchwer zu faſſenden Geheimlehren, ſondern hielt ihn vor

allem an, ſeine Gebete regelmäßig zu verrichten und zu Nakſchibend, dem Stifter des Ordens, mit ſcheuer Ehrfurcht emporzublicken. Er ſelbſt hatte auch den jungen Mann mit den üblichen Ceremonien in den Orden aufgenommen, und unter den Gläubigen, welche die Türbe beſuchten, war die Meinung verbreitet, Ali werde dereinſt der Nachfolger des ehrwürdigen Abdurrahman und gleich dieſem ein frommer Scheich von hoher Gebetskraft werden.

So lebten die beiden noch einige Jahre miteinander; da eröffnete eines Tages der Meiſter dem Jünger, es ſei nun Zeit, daß er, Ali, ſich der Ordensregel gemäß auf die Wanderſchaft begebe. Mein Sohn, ſprach er, ich habe dich geführt und dir den Weg unſeres Meiſters Nakſchibend gezeigt, ſoweit deine Augen ihn ſehen können. Was du weißt, genügt zu deiner Ausrüſtung; doch jetzt iſt nötig, daß du in die Welt wanderſt, um die Gräber der Heiligen zu beſuchen und, wenn es angeht, die Pilgerfahrt zur leuchtenden Kaaba zu machen. Du weißt, ich bin arm; die Armut iſt ja der Stolz der Derwiſche; aber was ich habe, teile ich gern mit dir, und meinen Segen nimmſt du mit auf die Reiſe. Ali nahm die Mitteilung mit der Faſſung eines rechtgläubigen Derwiſches entgegen. So wurde er denn mit Proviant verſehen, ſein Lehrer gab ihm ein Amulet, ein altes Leopardenfell, um ſeine Schultern gegen Sonne und Kälte zu ſchützen, einen Becher zum Einſammeln von Almoſen und eine Pilgerlanze, und dann ſchenkte er ihm als letztes Liebeszeichen den alten, treuen Eſel, umarmte ihn gerührt und entließ ihn.

Ali zog nicht ſtadtwärts, ſondern wandte ſich nach dem Innern des Landes. Nach einigen Tagereiſen wurden ſeine Vorräte knapp, und beſonders dem Eſel bekam die

Wanderung schlecht, denn im heißen, dürren Boden, über den er zog, fand sich nur wenig, was ihm zur Nahrung dienen konnte. Von Stunde zu Stunde wurde das Tier schwächer, und endlich am vierten Mittag, sei es Alter, sei es Erschöpfung, legte der Esel sich nieder, streckte sich und starb. Traurig blickte Ali auf den toten Gefährten, teils schmerzte ihn der Tod seines alten Kameraden, teils weckte ihm seine nunmehr doppelt verlassene Lage peinliche Gedanken.

Während er noch mit Thränen im Auge dasaß, sah er von weitem eine Staubwolke und glaubte in ihr einen Zug von Berittenen zu erkennen. Plötzlich ergriff ihn die Angst, er selbst mit seinem toten Esel möchte den Ankommenden verdächtig erscheinen. So zog er denn das gestorbene Tier rasch vom Wege fort und verscharrte es oberflächlich im benachbarten Sande, den er zu einer Art von Grabhügel häufte. Er hatte kaum diese Arbeit beendigt, als der Zug der Berittenen vor ihm hielt und deren Führer ihn fragte: Warum trauerst du, ehrwürdiger Derwisch, und wen hast du da begraben? Meinen letzten und besten Freund, antwortete Ali. Wart ihr lange zusammen? fragte der Reiter. Wir sind miteinander aufgewachsen und waren bisher nie voneinander getrennt, erwiderte Ali. So gab ein Wort das andere. Der Derwisch merkte wohl, daß die Fremden seinen toten Freund für einen Ordensbruder hielten, aber er wagte nicht, ihnen den Irrtum zu benehmen, aus Furcht, sie möchten zornig werden und ihn prügeln. Sie erfuhren noch mit lebhafter Teilnahme, daß der Todesfall erst vor einer Stunde eingetreten; dann ritten sie davon. Ihr Führer aber bat unsern Ali, ruhig an Ort und Stelle zu bleiben; man

werde für ſeine Bedürfniſſe ſorgen. Ali blieb, und in der That brachte ihm bald darauf ein Diener ein Abendeſſen, ſo köſtlich, wie er es nie gegeſſen hatte. Er dankte dem Geber alles Guten, ſättigte ſich und benutzte einen Teil der Nacht dazu, ſeinen Toten vorſichtshalber etwas tiefer einzugraben, ſchaufelte ihm dann mit den Händen einen ſchönen Grabhügel und legte ſich, zu ſchlafen.

Der Führer der Reiterſchar war ein reicher und zugleich ein frommer Bej aus der Nachbarſchaft. Ergriffen von dem Gedanken, daß ein fremder Derwiſch dort hingekommen ſei, um zu ſterben, und voll von dem Glauben, die Traurigkeit unſeres Freundes Ali müſſe in der außergewöhnlichen Größe ſeines Verluſtes begründet ſein, ſprach er auf dem Heimwege zu ſeinen Gefährten: Dieſer Fremde iſt gewiß ein heiliger, entſagungsvoller Mann und ſein toter Gefährte war ein großer Freund Allahs, den dieſer ſchon in jungen Jahren ins Paradies berufen hat. Es iſt ein Glück für unſere Gegend, daß ſie auf dieſe Weiſe in den Beſitz eines verehrungswürdigen Grabes und zugleich eines Hüters für dasſelbe gelangt iſt. Ich denke, wir wollen dem Toten eine Türbe bauen und den Lebenden bitten, daß er hier bleibe, damit ſeine geiſtige Kraft und ſeine Fürbitte uns zu Gute kommt. Gleich morgen gehen wir an die Ausführung des Werkes.

Und ſo geſchah es. Ali hatte kaum abgewartet, daß die Sonne viermal ihre eigene Breite über dem Horizont ſtehe und ſeinen Gebetsteppich zum Frühgebet ausgebreitet, da hörte er von weitem ein Knarren, und als er mit ſeinem Gebet zu Ende war, da ſtanden Ochſenwagen mit Balken und Mauerſteinen vor ihm und daneben Fuhrleute und Arbeiter, welche einander mit ſcheuer

Ehrfurcht auf die Frömmigkeit des neuen Scheichs aufmerksam machten. Sie traten dann heran und sagten ihm, nachdem sie seine Hand geküßt, sie seien geschickt, um über dem Grabe seines toten Freundes eine Kapelle zu errichten. Ali nahm die Nachricht jetzt schon mit würdiger Fassung auf, er schaute ruhig zu, wie die Werkleute Balken befestigten und Fächer ausfüllten. Kurz, in einigen Wochen war die Türbe fertig und Ali als Scheich bei derselben angestellt. An der Front des Gebäudes stand in vergoldeten Lettern ein Spruch: „O Herr, o Ewiger," und darunter: „Dieses ist das Grab des ausgezeichnet frommen Mannes, des berühmten Scheichs Abdurrassak vom Orden der Nakschibendi; sprecht ein Gebet für ihn." Zugleich war der Grabhügel allmählich vergrößert worden, soweit es die Wände der Grabkapelle bequem gestatteten. Und im Volke verbreitete sich die Sage, des Verstorbenen Heiligkeit sei so groß gewesen, daß sein Körper gleich dem der alten Patriarchen Noah und Abraham über das gewöhnliche Menschenmaß hinausragte. So kamen denn die Leute und wallfahrteten zu Ali, besonders die Frauen, die seine Hilfe in allerlei geistlichen und weltlichen Angelegenheiten nachsuchten; der Ruf seiner Frömmigkeit wuchs und an den Gittern seines Mausoleums flatterten in großer Anzahl die angebundenen Votivläppchen. Wenige gingen vorüber, ohne ihn zu grüßen und zu beschenken. Er hieß nun anerkanntermaßen Ali der Scheich, und erschien er auch nach einiger Zeit mit einem grünen Turban, ohne daß jemand sich darüber wunderte. Selbst hohe Personen schickten ihm Abgesandte, um von seiner Weisheit oder seiner Fürbitte Hilfe in schwierigen Fällen zu erlangen; dabei gedieh sein Leib und

ſein Bart wuchs. Bald legte er ſich auch einen Eſel zu, er nahm aber kein Weib, ſondern wählte zu ſeinem Gefährten einen elternloſen Knaben, Urchan, den er verlaſſen in einem benachbarten Dorfe gefunden hatte. Sein Ruhm und der Ruf der Wunder, welche in ſeiner Kapelle geſchahen, nahm ſo zu, daß er ſogar dem alten Scheich, ſeinem früheren Lehrer, Abbruch that. Infolge deſſen kam der Scheich Abdurrahman nach längeren Jahren auf den Gedanken, dem berühmten Kollegen, der nur vier Tagereiſen von ihm entfernt war, einen Beſuch zu machen oder ihn wenigſtens anzuſehen. Er ſattelte alſo ſeinen Eſel, ritt hinüber und miſchte ſich unter die Schar der Frommen, welche vor Alis Türbe wartete. Bald erſchien dieſer, und dem Scheich kam ſein Geſicht merkwürdig bekannt vor. Zwar dachte er nicht ſogleich an ſeinen früheren Schüler; denn dieſer war verſchollen und er hielt ihn ſeit langem für tot; aber allmählich traten doch in dem Geſichte des bärtigen Derwiſches, den er da vor ſich hatte, die Züge des früheren Burſchen immer deutlicher hervor, und ſo kam Abdurrahman endlich zur Erkenntnis: Das iſt ja mein alter Ali, den ich ſeiner Zeit mit dem Eſel in die Welt geſchickt habe! Er wartete alſo, bis die Schar der Beſucher ſich verlaufen hatte, und ging dann hinauf zu ſeinem früheren Schüler. Dieſer, wenn auch etwas verſchämt, machte keine Schwierigkeiten, den alten Meiſter wiederzuerkennen; er lud ihn ein, ſich niederzulaſſen, und beide Männer ſprachen lange von vergangenen und gegenwärtigen Zeiten. Des Abends, als ſie vor Störung ſicher waren, that endlich Abdurrahman die verhängnisvolle Frage: Sage mir, mein Sohn, wer iſt der Heilige, deſſen Grab du hier bewachſt? Ali antwortete ſchüchtern: Oh,

mein Führer, ſage es nicht weiter, es iſt nicht meine Schuld, aber der Heilige iſt niemand anders als der alte Eſel, den du mir vor fünfzehn Jahren mit auf die Wanderſchaft gegeben haſt. Er ſtarb mir hier, und ich konnte es nicht verhindern, daß die Leute ihn zu einem Heiligen geſtempelt haben. Beide ſchwiegen eine Zeit lang. Dann ſprach Ali: Mein ehrwürdiger Vater, du haſt es mir früher nie geſagt und ich habe dich auch nicht darnach gefragt, aber ſage mirs jetzt, wer iſt der Heilige, der in deiner Türbe begraben liegt?

Der Alte warf einen ſinnenden Blick hinab auf den Platz, wo der Knabe Urchan mit dem gleichaltrigen Eſel ſpielte; dann räumte er ſeine Pfeife und ſprach: Nun, Ali, du wirſt es nicht weiter ſagen, mein Heiliger war der Vater des deinigen.

10

Nach Damaskus.

14. April

Das obere Jordanthal iſt ſtark verſumpft bis über den See Merom hinaus; zwei Meilen nördlich von dieſem aber wird es zum Bergthal, und dort präſentirt ſich der Jordan als rauſchender Gletſcherbach, der in der Frühjahrszeit, vom ſchmelzenden Schnee des Hochgebirges geſpeiſt, in ſchäumenden Stromſchnellen dahinrauſcht. Man kann ſich ſchwer vorſtellen, wenn man die flotte, mächtige Waſſermaſſe vorbeiſchießen ſieht, daß das alles am unteren Ende durch bloße Verdunſtung in die Luft geſchafft wird, daß alſo die Dünſte, welche vom Toten Meere an einem Sommertage in die Höhe ſteigen, wenn man ſie tropfbar zuſammenfaſſen könnte, einen Springbrunnen darſtellen würden, ebenſo ſtark und ebenſo ſchnell, wie dieſer toſende Gletſcherfluß im Winter; und doch iſt es ſo, ſonſt müßte das Tote Meer überlaufen.

Dort oben, am Fuße des Hermon, führt auch eine Brücke über den Strom, die einzige, von der ich Kenntnis habe. Die Herren Araber können dem Himmel danken,

daß die Römer hier gehanst haben; denn die besagte Brücke ist altrömisch, und wenn sie nicht da wäre, würde man die Jordanquellen umgehen müssen, um hier oben von einem Ufer aufs andere zu gelangen. Die türkische Regierung hätte ihnen natürlich keine gebaut, sie läßt jetzt das alte Bauwerk verfallen, es hat nicht einmal eine Rampe, und seine Oberfläche ist uneben geworden, wie ein Bergpfad des Landes, aber die Bogen halten noch; die Römer bauten ja immer für Jahrtausende, und hier zehren die Handelszüge noch heute von dem soliden Wesen der alten Weltbeherrscher.

Nun geht der Karawanenpfad hinauf, hoch hinauf bis dahin, wo die Gipfel des Hermon aus Schneefeldern emporragen, und er gewährt uns die Übersicht nach Südosten über eine höchst merkwürdige Landschaft. Wie ein dunkelbrauner See mit kleinen weißen Inseln liegt sie vor uns; es ist das Lavafeld des Haurangebietes, an dessen nördlicher Grenze wir vorüberziehen. Diese alten Vulkane haben einen See von Lava ausgespieen, der sich achtzig Kilometer weit bis hierher erstreckt und mit seinen schnellenden Massen alles überflutet hat. Bloß einzelne Gipfel des ursprünglichen Kalkgebirges schauen noch hell aus dem dunklen Basaltsteine hervor; sie sind die kleinen weißen Inseln. Die Lava ist hier im nördlichen Revier wenig verwittert trotz ihres hohen Alters. Sie ist nicht zermürbt und zerfallen, sondern bildet an der Oberfläche ein Meer von Knollen, zwischen denen wenige Fleckchen braunen Erdreichs hervorschauen; aber diese sind sorgfältig benutzt. In dem rauhen Gebiete wohnt ein hartes Volk, das sich mit Wenigem zu begnügen versteht, die Drusen. Wir kommen an ihren Dörfern vorbei, die in den steinigsten,

heißeſten Hochthälern liegen: da ſitzen ein Dutzend von ihnen, viele, wie wir ſchon in Beirut geſehen haben, vom blondeſten Typus; es ſind Geſtalten darunter, die man, wenn ſie gewaſchen und in einen blauen Kittel geſteckt würden, ſofort für weſtfäliſche Bauern ausgeben könnte. Der erſte von uns grüßte bei der Ankunft: Neharakum sa'id — „euer Tag ſei glücklich"; ſie blieben ſtumm. Der zweite langt an: Neharakum mubarak — „euer Tag ſei geſegnet"; eiſiges Schweigen iſt die einzige Antwort. Da fällt es dem dritten ein, Merhabâ — „willkommen" zu ſagen, und ſofort zieht über die zwölf Geſichter ein breites Lächeln, und zwölf Stimmen ſchnarren ein kräftiges Merrrhabetein — „zweimal willkommen." Das iſt alſo die Grußformel, welche ſie kennen; auf die langen arabiſchen Grüße laſſen ſie ſich nicht ein. Nun werden ſie gemütlich, helfen uns beim Abſteigen, die Pferde zu verſorgen, und bilden mit wenigen Weibern und vielen Kindern maleriſche Zuſchauergruppen, während wir frühſtücken. Nachher führten ſie uns auf den Dächern ihrer Häuſer ſpazieren.

Hier, an der Grenze des Kalkgebietes, ſind dieſe Häuſer noch mit Lehmdächern verſehen und die Mauern beſtehen aus hellem Stein. Weiter unten im Lavafelde beginnt der merkwürdige Bauſtil des Hauran, der ſeinen Urſprung offenbar dem völligen Mangel von Holz und Metall verdankt. Dort iſt alles Stein, und zwar durchgehends Lava. Auf ſteinernen Mauern liegen ſteinerne Balken und tragen ſteinerne Dachplatten; in ſteinernen Angeln drehen ſich ſteinerne Thüren. Ich habe ſolche Thüren ſpäter geſehen; ſie ſind Lavaplatten von zehn Centimeter Dicke und hängen, ihres gewaltigen Gewichts wegen, grundſätzlich etwas ſchief in den Pfoſten; oft gehören

mehrere Männer dazu, sie zu bewegen. Es giebt eine, die unter den Drusen selbst berühmt ist wegen ihrer Größe und ihres Gewichts; sie heißt Bab es sa'a, „die Thür der Stunde," weil — man sie eine Stunde weit knarren hört, wenn sie gedreht wird. So wird wenigstens behauptet.

Es ist in allerwege ein merkwürdiges Land, in welches wir da hineinschauen. Hinter der Lavafläche, die sich meilenweit vor uns erstreckt, liegt im Südosten das Haurangebirge, fruchtbar an seinem Fuße, vulkanisches Felsengebiet im Innern. Vor ihm dehnt sich die Ledja, die Trachonitis (rauhes Land) der Alten, ein Lavaplateau, gebildet durch Ströme, die sich nach und nach übereinander ergossen haben. Sie stellt ein Dreieck von fünf deutschen Meilen Seite dar; der erste Lavastrom, der hinüberquoll, staute sich an den Ecken und bildete einen verdickten Rand. An diesem Rande stauten sich die folgenden Ströme und halfen somit, ihn zu erhöhen; ein Strom nach dem andern floß so weit wie seine Vorgänger gekommen waren, der Rand wurde immer höher und jetzt bildet er an den Seiten des Dreiecks einen Wall, der an fünfzig Meter hoch steigt und die ganze Ledja in eine natürliche Festung verwandelt. Ihr Inneres ist nur von wenigen Stellen aus zugänglich. Dementsprechend wird sie benutzt; wildes Drusenvolk wohnt darin und läßt niemand hinein, kein türkischer Soldat betritt sie, nur etwa Flüchtlinge und seltene, empfohlene Gäste.

Nordöstlich vom Hauran, südöstlich von Damaskus, gerade östlich von uns, zeichnen sich scharfe, blaue Kegel am Horizont ab; das ist das Safa, das wildeste, urweltlichste Vulkangebirge der Erde. Eine Landschaft, so hart und felsig, daß sie nur mit den Kratergebieten des Mondes verglichen werden kann. Die Jahrhunderte sind an diesen

Kegeln vorbeigegangen, ohne einen Stein zu runden, scharf und starr, mit zerrissenen Wänden stehen sie da, und über den Lavaströmen wölben sich noch heute die hohlen Lavabrücken, welche entstanden, als die glühende Masse außen erkaltete und innen zusammenschrumpfte. Rings herum, weit nach Osten und Süden gedehnt, liegt die Harra, die „Steinwüste" im engsten Sinne. Meilenweit ist der Boden mit Auswürflingen besät, nicht in Haufen, sondern ein Block liegt neben dem andern; und das Seltsamste, was bis jetzt kein Mensch zu deuten weiß, das ist, daß diese Blöcke regelmäßig in Gruppen sortirt sind. Sie bilden Felder von achtzig bis hundert Schritt Länge und Breite; in dem einen liegen braune Steine, im andern graue, in einem rote, im andern schwarze, in einem verwitterte, im andern unverwitterte; es ist, als hätte ein Volk von Riesenameisen sie spielend zusammengeschleppt; welche natürlichen Kräfte aber eine so regelmäßige Verteilung herbeiführen konnten, das bleibt ein Rätsel. Und neun Monate des Jahres hat dies Gebiet keinen Tropfen Wasser!

Mitten in der grausigen Öde aber liegt die reichste der Winteroasen, el Ruhbe genannt, eine Senkung von zwei Meilen Länge und einer Meile Breite, dicht am Fuße des Safa von fabelhafter Fruchtbarkeit. Ihr Boden besteht aus goldgelber Erde, dem Verwitterungserzeugnis vulkanischer Gesteine. Dort genügen die drei Monate des Winterregens, um einen Weizen sprießen zu lassen, der hundertfältig die Aussaat trägt; Wetzstein berichtet, er habe ohne vieles Wählen einen Halm aus der Erde gezogen und sechsundzwanzig Ähren an ihm gefunden. Man darf nicht düngen, weil sonst die Halme so üppig werden,

daß sie sich legen und verderben. Im April bis Mai wird geerntet, dann versiegt das Wasser, die Bewohner ziehen fort, dahin, wo sie Quellen finden, die Sonne dörrt die Überbleibsel zu Asche, und im Sommer ist die Ruhbe eine verbrannte Wüste, wie ihre Umgebung, bis der erste Winterregen ihre Fruchtbarkeit wieder wach ruft.

Solcher Art ist die Landschaft, die unsern Horizont begrenzt, und der Leser kann sich denken, daß es dem europäischen Reisenden in allen Fingern zuckt, um zuzugreifen und diese merkwürdigen Gebilde mit dem merkwürdigen Leben, welches aus ihnen hervorgeht, in der Nähe kennen zu lernen. Aber es ist schon zu spät; die Glutgebiete sind schon am Verdorren, eine Expedition dorthin erfordert viel an Zeit und Mitteln, zumal jetzt, wo voller Krieg zwischen den Bewohnern der vulkanischen Landschaften herrscht; wir werden uns damit begnügen müssen, die zahmeren, nördlicheren Teile der Wüste kennen zu lernen. Also vorwärts, die Augen wieder auf den Weg gerichtet! — — — —

Die Reisegesellschaft ist zerstreut; es herrscht eine dumpfe Aufregung unter einem Teil ihrer Mitglieder. Was mag es sein? Wir haben noch zwei Tage bis Damaskus und das Gefühl der Erwartung dürfte sich geltend machen. Doch das ist es nicht; wir sind längst daran gewöhnt, den Weg mit Gleichmut zu nehmen, wie er kommt. Sind Beduinen in der Nähe? Allerdings, aber da wir ihre Kollegen schon geprügelt haben, imponiren die uns auch nicht mehr. Nein, es ist etwas andres. Der geringe Umfang des erlaubten Gepäcks gestattete nur eine beschränkte Anzahl von Cigarren mitzunehmen. Da berechnete in Jerusalem ein jeder den Betrag, der seinen Bedürfnissen zur Not genügen würde; vorsichtige Männer nahmen noch

ein Dutzend im Überschuß, und dann wurde der Raum im Koffer geschaffen. Aber im scheußlichen Wetter der ersten Tage war das edle Rauchkraut der einzige Trost, und da haben wir leichtsinnig gewirtschaftet; um die Stunde erträglich zu machen, wurde das Kapital der Zukunft angegriffen. Seit vorgestern setzten wir uns auf Rationen, wer noch hatte, teilte mit; jetzt ist der Vorrat fast ganz erschöpft und nun droht die Hungersnot. Ich habe noch eine ganze Cigarre, Dr. Meiermann noch eine halbe, Herr Bauer noch einen Stummel, der zum Abend aufgehoben wird, was dann kommt, das ist Finsternis und Trübsal.

Da verbreitet sich ein Gerücht, erst leise geflüstert, dann laut bestätigt; es wächst und schwillt und konsolidirt sich zur Gewißheit: Herr Steinbutt hat noch Cigarren! Welch ein Wort! Wie beflügelt es Hoffnungen und Pläne! Herr Steinbutt hat noch Cigarren! jauchzt das Echo in den Herzen, und in den Köpfen reift der Entschluß: Herr Steinbutt muß angepumpt werden! Heimlich wird eine Verschwörung angesponnen und ein Räubereid geleistet, daß das Ergatterte treulich verteilt werden soll. Wer fängt an? Offenbar Dr. Meiermann, denn er ist sein Zeltnachbar. Er treibt infolge dieser bevorzugten Lage sein Werk in der Stille des Leinwanddaches, und wie er beim Frühstück erscheint, da zieht er schon triumphirend zwei Cigarren aus der Tasche, d. h. hinter Herrn Steinbutts Rücken, und winkt mir. Nicht lange dauert es, bis dieser die Frage stellt: Wer von den Herren hat meinen Sonnenschirm gesehen?

Tiefes Schweigen.

Abdallah, wo ist mein Sonnenschirm?

Abdallah zuckt mit den Achseln.

Meinen Sonnenschirm muß ich haben; dem redlichen Finder eine Belohnung.

Darf man sich die Belohnung wählen, Herr Steinbutt?

Aha, wir scheinen der Sache schon näher zu rücken; was meinen Sie zu einem bronzenen Götzen aus Tyrus, echt phönizisch?

Perlen vor die Hühner geworfen, Herr Steinbutt, ein Gerstenkorn ist mir lieber.

O, Sie können einen ganzen Scheffel Gerste verlangen; Abdallah, was kostet der Mid?

Ja, das Gerstenkorn muß aber etwas aromatisch sein, so etwa zwölf Centimeter lang und einen Centimeter dick, außerdem braun und brennbar. —

Er langt in die Tasche, zieht eine Cigarre heraus und bekommt als Entgelt unter großer Heiterkeit den leeren Stock seines Sonnenschirms zurück.

Herr Steinbutt, Sie wissen, das Möbel ist allmählich zerlegbar geworden; man kann die Bedeckung nebst Zubehör abnehmen. Nun zeigen Sie einmal Ihren arithmetischen Scharfsinn: Wenn der Stock ein Gerstenkorn kostet, was kostet dann die Decke nebst dem Nagel, der sie festhält?

Zwei, sagt er, und der Handel ist geschlossen. Dann kommt Bauer, der junge. Leise schleicht er heran und legt auf den Tisch vor Steinbutts Nase ein lebendes Chamäleon, eine tote Schildkröte und eine zerbrochene Thonlampe, drei Merkwürdigkeiten, die der gestrige Tag ihm in den Weg geführt hat; dazu schaut er den dicken Herrn mit einem rührenden Blicke an. Freund, was soll ich mit dem Zeug? sagt dieser.

Das schenke ich Ihnen; meine Herren, ich nehme Sie alle zu Zeugen, daß ich mein volles Eigentumsrecht an

dieſe Gegenſtände dem Herrn Steinbutt aus reiner Zuneigung abgetreten habe.

Alle Hagel, ſagt der, meine Herren, ich nehme Sie zu Zeugen, daß ich die Untiere ſo bald wie möglich wieder los ſein möchte. Das Chamäleon — pfui, das Vieh ſchickt ſich ſchon an, mit der Zunge nach den Fliegen auf meiner Naſe zu ſchießen! Nehmen Sie mir das Scheuſal weg!

Herr Steinbutt, es geht nicht; ich habe es Ihnen geſchenkt und Sie müſſen es behalten. War ich der Vater dieſes Chamäleons, ſo ſind Sie jetzt der Stiefvater — zurücknehmen kann ich es nur, wenn Sie Verpflegungsgelder zahlen!

Nun, wie viel braucht denn das angenehme Stiefkind?

Es raucht täglich drei Cigarren; wenn Sie mir die abtreten, ſo will ich den Reſt der Ernährungskoſten ſelber tragen; die Schildkröte und die Lampe dürfen Sie dann eigenhändig vor die Thür werfen!

Schön, hier ſind drei Stück. Nun fehlt noch Herr Rumpel. Da kommt er ſchon mit wilden Blicken. Was fehlt Ihnen, Herr Rumpel?

Mir, Herr Steinbutt? Nichts weiter, als daß ich das Vergnügen Ihrer Nachbarſchaft beim geſtrigen Ritt nicht genug genoſſen habe. Sie waren geſtern immer hinter mir und den beiden Doktoren zurück — und wir ſehen es ja ſo gern, wenn Sie mit uns voranreiten. Heute wollen wir es beſſer machen. Da nehmen wir Sie und Ihr Pferd in die Mitte und ſchlagen ein munteres Galöppchen an. Sie ſollen einmal ſehen, wie ſchön Ihr Brauner mitläuft!

Und ich herunterfalle! Dies wird Straßenraub und Erpreſſung, lacht Herr Steinbutt; na, meine Herren, ich könnte Sie zwingen, täglich dreimal eine neue Schnurre

auszudenken, aber ich will gutwillig kapituliren: hier haben Sie eine ganze Kiſte; ich habe noch fünfzig Stück für Sie übrig, mit denen kommen wir bis Damaskus.

Ein ſchallendes Hoch belohnt die menſchenfreundliche Vorſicht des Wohlthäters, und dann geht es in beſter Stimmung vorwärts. Am zehnten Tage nach der Abreiſe von Jeruſalem liegt der Hermon ganz hinter uns; vor uns eine weite Ebene, links vom Antilibanon begrenzt, und am Horizont erblickt man einen dunkelgrünen Streifen, aus dem einzelne helle Minarets, nur ſcharfen Augen ſichtbar, emporragen. Das ſind die Gärten von Damaskus.

II

Damaskus.

17. April

Die Perle des Oſtens, der Traum des Propheten, das Muttermal auf der Wange der Welt, ſo heißt die Stadt, in der wir uns befinden, dem Araber bis weit hinein nach Yemen und Ophir; in glühenden Farben malt ein Beduine dem andern die Pracht ſeiner Bäder und den Reichtum ſeiner Gärten, mit dem Paradieſe vergleicht er die Wohligkeit ſeiner Wohnungen und die kühle Luft ſeiner Wieſen. Wir begreifen das vollſtändig, wir fühlen es faſt nach. Schon zehn Tage Weges durch Wüſten und Steine haben uns die Empfindungen erſchloſſen, mit denen der Orientale auf eine verhältnismäßig komfortable Stadt blickt, wenn er Wochen und Monate lang in dörrender Sonne bei trüben Brunnen geſchmachtet hat. Machen wir es doch auch wie er, gehen zuerſt in ein Bad und laſſen dann den Wirt im Hotel Victoria für unſere leibliche Pflege ſorgen. Wir begreifen auch, warum es von je her ſo war und ſein mußte, warum Damaskus ſchon eine berühmte Stadt war, als Troja noch in den Windeln

lag und Rom kaum den Rang eines Dörfchens hatte, warum es Ninive und Babylon, Palmyra und Venedig überdauert hat, und dauern wird, so lange die Natur ihre Bedingungen in diesem Lande nicht gänzlich umgestaltet. Denn der erste Blick, den wir von der letzten Erdwelle herab auf unser Reiseziel werfen, zeigt uns inmitten weiter, grüner Wiesen einen kräftigen, schnellen Fluß, den Baradâ, der vom Antilibanon herab mitten durch die Stadt rollt, hoch mit Wasser gefüllt im Frühjahr, schwächer im Spätsommer, aber nie versiegend. Seine Fülle ist groß genug, um im ganzen Weichbilde, Stunden weit hinaus, den Boden zu befeuchten; neben ihm fließen zahlreiche kleinere Wasseradern. Dadurch wird Damaskus zur größten Oase des Orients mit gesicherter Fruchtbarkeit, und dadurch ist seine Bedeutung gegeben.

Ringsum, in wenigen Meilen Abstand, herrscht Öde. Im Westen der Antilibanon ist eine kahle, dürre Kette; im Norden ist Wüste mit vereinzelten Quellen, im Süden herrscht das Gestein der Hauranlava, nach Osten verlaufen die Wasser in die sogenannten Wiesenseen, halb Seen, halb Sümpfe, drei bis vier Meilen weit von Damaskus — dahinter herrscht wieder die Dürre einer schrecklichen Lavawüste. Der Bezirk, in welchem der Barada und seine kleineren Brüder fließen, mußte daher der morgenländischen Menschheit von je her als eine Perle inmitten der Öde erscheinen; und an der besten Stelle dieses Bezirkes, wo die Wasser frisch und voll aus dem Gebirge treten, da liegt Damaskus, und da muß es liegen bleiben, so lange das Morgenland noch Menschen hat; denn die müssen sich nach dem Wasser richten. Und eben dieser Wasserreichtum, der sein eigenes Bestehen sichert, macht es auch zur unvermeid-

lichen Ruheſtation für Karawanen, die in ſeine Nähe kommen, mußte alſo Handel und Induſtrie in ihm entwickeln. Herabgekommen ſind die letzteren jetzt, aber ſobald eine vernünftige Regierung ſich derſelben annimmt, werden ſie wieder blühen; der Knotenpunkt für die Landbewohnerſchaft von Syrien bleibt es immer. Die Landleute haben ihm ſogar ſeinen Stadtnamen Dimeſchk abgeſtreift und nennen es Schâm, was eigentlich Syrien bedeutet.

Damaskus iſt in allewege eine merkwürdige Stadt. Kommt man von Südweſten herein, ſo macht es im Anfang einen förmlich großſtädtiſchen Eindruck. Der Fluß im breiten Wieſenthal, daneben die pappelbepflanzte Chauſſee nach Beirut, die einzige wirkliche Kunſtſtraße Syriens, dann einige große Häuſer und Gärten, ein breiter, freier Platz mit Kaſerne, dahinter hohe Minarets und drinnen ein buntes Getriebe von Menſchen, das ſieht ſtädtiſcher und regſamer aus als ſelbſt Konſtantinopel. Im Innern der Stadt verſchwindet der civiliſirte Zug freilich bald. Aber dafür tritt ein andrer auf, der dem Platz eine ganz eigentümliche Phyſiognomie giebt. Das ſind die bedeckten Straßen. Das Bazarweſen hat ſo um ſich gegriffen, daß es faſt die ganze Altſtadt ſich dienſtbar gemacht hat. In den neueren Teilen und in den Vorſtädten ſind die Straßen nach oben offen wie in Europa; in den Geſchäftsvierteln der Altſtadt iſt jede Gaſſe überdacht. Von den Häuſern der einen Seite zu denen der andern iſt ein Dach geſpannt. An einigen Stellen, z. B. in der „geraden Straße“ (Apoſtelgeſchichte 9, 11), wo ein großer Brand die alten Quartiere zerſtört hat, iſt dieſe Überdachung mit ganz modernen Mitteln ausgeführt; dort ragen hohe gewölbte Eiſendächer wie Bahnhofshallen in die Luft; in den meiſten Vierteln aber läuft

ein spitzes Giebeldach von rohen Holzsparren, mit Lehm überdeckt, über die Straße fort. Ganz überraschend sieht das aus, wenn man es von oben betrachtet. Steht man z. B. auf einem der Minarets der großen Moschee, so sieht man unter sich außer den Kuppeln der Bäder und Moscheen nichts als Lehm und Löcher. Große viereckige Komplexe bestehen aus flachen Lehmtafeln, das sind die Dächer der Häuser; darinnen treten viereckige Löcher auf, das sind die Höfe dieser Häuser, und dazwischen ragen lange Lehmdächer hervor, das sind die Straßen. Man kann über halb Damaskus auf den Dächern wegklettern. Diese Bedachung verwandelt die Straßen in dunkle Bazare; sie ist offenbar auf Schutz gegen die Sonne eingerichtet. Und den leistet sie auch; weniger zweckmäßig aber ist sie bei Regen. Da fließt nicht bloß das Wasser herab, sondern der Lehm geht mit, und das liefert eine solche Brühe, daß ein solider Regentag alles Ausgehen unmöglich macht: man bleibt einfach zu Hause, niemand denkt ans Geschäft, und es ist buchstäblich nicht thunlich, bei schlechtem Wetter einen Wechsel einzukassiren — der arabische Kaufmann kommt nicht in sein Büreau.

Die gedeckten Straßen heißen „Suk," was man gewöhnlich mit „Bazar" übersetzt; die Übersetzung ist passend, wenn man unter Bazar nichts weiter versteht als eine Geschäftsstraße. Sie sind dunkle Gänge mit unebenem Estrichboden. Zu beiden Seiten reiht sich Laden an Laden und Werkstatt an Werkstatt, teils zunftmäßig gruppirt, teils nicht nach Gewerben geordnet. Mittendurch aber treibt sich das Gewühl arabischen Volkslebens, meist zu Fuß, aber hie und da auch beritten. Es macht selbst auf den Orientgewohnten einen fremdartigen Eindruck, so unter

Dach zu Pferde zu ſitzen, und es iſt auch mit Schwierigkeiten verknüpft wegen der vielen Kinder, die den Tieren zwiſchen die Füße laufen. In den Bazaren drängt ſich alles zuſammen. Da ſtehen die Kupferſchmiede und hämmern mit lautem Schall ihre getriebenen Platten bis zu fünf und ſechs Fuß Durchmeſſer — die Araber vom Lande kaufen ſie und benutzen ſie als Tiſche; je größer der Tiſch, deſto größer der Ruf, den die Gaſtfreiheit des Beſitzers genießt. Da treiben ſich die Antiquitätenhändler herum und beläſtigen den Fremden mit ihrem Angebot; viel Wertvolles iſt nicht zu ſehen, und mancher „Damascenerklinge“ ſteht am Geſicht geſchrieben, daß ſie als Solinger Ausſchuß das Licht der Welt erblickt hat. Da ſitzt ein Mann und macht mit ernſter Miene aus leichtem Rohr allerlei Gegenſtände, die ausſehen wie Robinſonshüte und wie die Binſenleitern, welche man bei uns den Laubfröſchen ins Waſſerglas giebt; wir ſehen ſpäter, was ſein Werk bedeutet: die Hüte ſind Spindeln und die Leitern werden zu Haſpeln zuſammengelegt, welche der Seidenſpulerei dienen. Da wird Brotteig zu dünnen Fladen geknetet und an den Backofen geklebt, bis er gar gebacken herabfällt; dann nimmt der Junge das fertige Brot und trägt es herum mit dem Ruf: O Ernährer! Der Limonadenverkäufer klappert mit Meſſingbechern und ſchreit dazu: Löſche deine Hitze! Kalt wie Eis! Hüte deine Zähne! Männer und Knaben mit Holzgeſtellen tragen rätſelhafte blaßrote Fruchtſcheiben umher; wir koſten und finden, daß es Runkelrüben ſind, die in ſchwachem Salzwaſſer gelegen haben, etwas urwüchſig von Geſchmack, aber erfriſchend. Da brät der Garkoch einen Schiſch-Kebab, Stücke von Hammelfleiſch und Fettſcheiben vom Schwanze des Hammels (die Schafe des Orients ſind grundſätzlich

Fettschwänze), abwechselnd auf einen Spieß geschichtet und an offenem Feuer herumgedreht; seine Kunden essen das Produkt auf offener Straße und lecken ebendaselbst ihre Finger ab. Dort sind Stricke in etwa fünf Meter Höhe über den Weg gespannt; ein Mann steht unten und wirft mit erstaunlicher Gewandtheit nasse Handtücher hinauf, daß sie glatt und regelrecht auf den Leinen hängen: das ist ein Bad und nebenan sitzt der Barbier, der, Schädel rasirend, die Toilette der Gläubigen vervollständigt. Hat er sein Kunstwerk vollendet, so hält er dem Kunden einen Handspiegel vor, auf den dieser seinen Groschen legt. Platz! Vom Markt her kommt ein Trupp Pferde und hintendrein ein schäbiges Kamel, das Gedränge muß ihnen weichen.

Eine kleine Beduinenfrau läßt, wie sie sich zur Seite drückt, ihre Cigarette fallen; aber sie faßt sie im Gehen zwischen zwei Zehen, läuft zwei Schritte weit damit und hebt dann erst den Fuß in die Höhe, um sie wieder in die Hand zu nehmen. Dieselbe geschickte Art, den Fuß zu gebrauchen, sehen wir bei einzelnen Handwerkern. Der Drechsler z. B. sitzt auf der Erde, seine Drechselbank besteht aus zwei niedrigen, im Boden befestigten Pflöcken, deren jeder oben ein dem andern zugekehrtes Achsenlager hat. Zwischen diese Lager spannt er das Holzstück, welches er bearbeiten will. Um das rechte Ende desselben wird eine Schnur gelegt und mittels eines Fidelbogens hin und her gezogen, sodaß das Holzstück sich dreht (so wie unsre Uhrmacher kleine Löcher in Metall bohren). Das besorgt die rechte Hand; den Meißel aber hält die Linke am Griff und auf seine Schneide wird die große Zehe des linken Fußes gelegt; diese Zehe drückt ihn an, liefert also den Hauptteil des Kraftaufwandes, den die Verrichtung bean-

ſprucht. Das Glied iſt durch Übung übermäßig ſtark geworden und beſitzt eine daumenähnliche Beweglichkeit. Ganz ähnlich verfährt der Wollkrämpler. Sein Werkzeug iſt ein großer Holzbogen, über den eine ſtarke Baßſaite geſpannt iſt. Man könnte es dem einen oder andern Muſeum als „altindiſches Muſikinſtrument“ verkaufen, und es wird auch in muſikaliſcher Art verwandt. Der Arbeiter ſetzt nämlich die Saite mit einem hölzernen Hammer in ſtarke, ſurrende Schwingungen; dann hält er ſie in ein Häufchen Wolle, und die Bewegung der Saite faſert die ergriffenen Wollfäden auseinander; ein handgroßer Klumpen unordentlich zuſammengeballter Schafhaare, dem er ſein Werkzeug nähert, iſt in wenigen Sekunden in einen kopfgroßen, gleichmäßig und fein gezupften Bauſch verwandelt. Dieſes Verfahren iſt im ganzen Orient gebräuchlich; in der Türkei hält der Arbeiter den Bogen mit der linken Hand und ſchlägt die Saite mit der rechten, hier aber hält er den Bogen mit den Zehen des linken Fußes und benutzt die linke Hand nur, um ihn zu lenken.

Wiederum Platz! Ein ſchreiender Menſch läuft vorüber, in der Hand einen alten Keſſel. Wir verſtehen ſchließlich, daß er ſechzehn, ſechzehn Piaſter ruft. Das iſt ein Verſteigerer, der dem Publikum mitteilt, daß das letzte Gebot auf ſeine Ware ſechzehn Piaſter betragen hat; halte ihn an und biete einen Piaſter mehr, dann läuft er zurück und ruft ſiebzehn, ſiebzehn; ſo geht es fort, bis endlich der Zuſchlag erfolgt.

Was aber alle die andern rufen, die mit dutzenderlei Dingen unter dem Publikum umherziehen, das bleibt uns unverſtändlich; nur ſo viel hören wir, daß keiner ſeine Ware beim Namen nennt. Jeder hat eine preiſende, verzierende Umſchreibung, und wenn wir wiſſen wollen, was ſie

bedeutet, müssen wir uns bei Bädeker Rats erholen. „Schwalbenspeise" heißt feines Gebäck; „von Sednaya, aus ungedüngtem Lande" heißt süße Feigen, „Mutter von zwei Feuern" oder „zu hart für die Zähne" sind geröstete Kichererbsen, „besänftige deine Schwiegermutter" bedeutet Blumensträuße, und so fort mit orientalischem Wortreichtum und orientalischem Mangel an Bestimmtheit.

Wir schieben uns vorwärts. Die Kaufleute zu beiden Seiten sitzen ruhig in ihren Läden und warten, ob der Käufer zu ihnen kommt. Über ihren Häuptern hängt ein frommer Spruch aus persischen Zierbuchstaben in goldenem Rähmchen: „O Ernährer, o Ewiger," und sie erwarten, daß Allah, der Allernährer, ihnen den Kunden zuführe, der ihren Lebensunterhalt bestreiten soll. Sie haben Tuche (meist deutschen und englischen Ursprungs), Kurzwaren (fast alles europäisch), Seidenstoffe, besonders Keffijen, die arabische Kopfbedeckung, Gold- und Silberwaren, Teppiche, Zuckersachen, die in großer Menge verzehrt werden, Gewürze, Erzeugnisse des Handwerks jeder Art; kurz, das Handelsleben einer ganzen Provinz, allerdings einer Provinz von geringen Ansprüchen, ist hier zusammengedrängt. Wir finden schließlich gar die Gelehrsamkeit: eine besondre Gasse wird von Buchhändlern und Schönschreibern eingenommen. Korane, juristische Schriften, dünne Heftchen geschichtlichen Inhalts — der Himmel weiß, was für Unsinn darin stehen mag —, Volksbücher, auch Federn und Dinte sind da zu haben. Aber eigentlich nur für Gläubige. Die Damascener sind eine fanatische Rasse, und die Gelehrtenzunft hat die Verpflichtung, fanatischer zu sein, als alle andern. Die Männer zeigen sich wenig geneigt, auf Handelsverbindungen mit uns einzugehen; ich will einen Koran

kaufen; denn der gedruckte Koran ist nicht eben häufig; in Konstantinopel z. B. existirt das Buch nur als Manuskript. Aber der Herr Buchhändler giebt auf meine Nachfrage gar keine Antwort. Es fängt an, mich zu wurmen; da sitzen diese Menschen, deren ganze Weisheit, sämtliche Ulemas mit einbegriffen, ein europäischer Student auf einen Schluck nimmt, und dünken sich so hoch erhaben über den Abendländer, daß sie ihn keiner Antwort würdigen. Man sollte ihnen wirklich einmal den Standpunkt klar machen, wenn sie nicht zu dumm dazu wären. Mit solchen Gedanken verließ ich den Bazar. Da zupft mich draußen auf der Straße jemand am Rock. Wer ists? Der Buchhändler von vorhin. Er zeigt heimlich auf seine Tasche: Hawadscha (Herr), hier ist ein Koran; er kostet 20 Franken! Aha, also auch der Fanatismus Geschäftssache, tout comme chez les autres! Ich biete $2^1/_2$ Franken, und bekomme das Buch für 8, aber immer noch heimlich; er thut wenigstens so, als ob er es nicht öffentlich an einen Ungläubigen überlassen dürfe.

Das waren die Eindrücke des ersten Ganges; versuchen wir nun, sie ein wenig zu ordnen.

Damaskus hat wahrscheinlich 110—130 000 Einwohner. Genaueres läßt sich nicht sagen. Es soll zwar amtliche Statistiken geben, aber jeder Kenner des Orients weiß, was die wert sind: der türkische Beamte ist vergnügt und stolz, wenn er eine schön aussehende Tabelle zusammenkalligraphirt hat; was aber darin steht, das ist vollkommen gleichgiltig, ihm wie seinen Vorgesetzten. Von eingebornen Behörden sind noch am ersten die Vorstände der Religionsgesellschaften in der Lage, die Zahl ihrer Glaubensgenossen zu kennen; doch auch da waltet große Unsicherheit ob: die Zahl der in Damaskus ansässigen Juden z. B. wurde von

einem Ober-Rabbiner auf 20 000, von einem andern auf „wenigstens 8000“ veranschlagt. Die besten europäischen Kenner der Stadt schätzen die vorhandenen Christen auf etwa 16 000, die Juden auf 12 000, die ansässigen Araber auf 80—90 000 und rechnen dazu noch eine flottirende Bevölkerung an Bauern, Beduinen u. s. w. von 3—4000 Mann. Damit ergiebt sich als Gesamtsumme eine Einwohnerschaft von etwa 120 000 Seelen. Dem Europäer, der das Gewimmel der Straßen und Märkte ansieht, scheint es leicht, als müsse diese Zahl zu niedrig gegriffen sein; doch darf nicht vergessen werden, daß eine orientalische Stadt dreimal so stark „wimmelt,“ wie eine europäische von gleicher Bevölkerungsziffer; denn hier lebt und rührt sich eben alles auf der Straße.

Die geschichtliche Bedeutung unsrer Stadt ist bekannt, von historischen Denkmalen hat sie aber wenig Bemerkenswertes aufzuweisen. Die „gerade Straße“ der Apostelgeschichte besteht noch heute; sie bildet einen der größeren Bazare; wenn Mark Twain sagt, sie sei gerader als ein Korkzieher, aber nicht so gerade wie ein Regenbogen, so hat er einem guten Witz zuliebe die Genauigkeit ein wenig hintangesetzt; sie ist thatsächlich ziemlich gerade. Ein Stück der antiken Festungsmauer, über welche Paulus geflohen, steht noch, auch wird überdies noch der Platz gezeigt, „wo die Frau des Ananias ihn aus dem Fenster herabgelassen hat“ (sic!). Den Fremden mangelt es dabei meist an Überzeugung. Der Platz, wo der Apostel sich bekehrte, wurde mir auf dem Wege nach Palmyra vorgewiesen. Die philosophischste Auffassung der Sache fand ich bei einem hiesigen Dragoman. Ihm trug ein Amerikaner das Verlangen vor, an die Stelle geführt zu werden, wo Saulus die Erschei-

nung hatte. Unſer Dragoman überlegte klug: Der Mann wird umſomehr bezahlen, je weiter ich ihn hinausſchleppe, und beſchloß, ihn einige Stunden weit auf den Weg nach Jeruſalem zu führen. Gedacht, gethan; nach etwa zwei Stunden aber ſchien ihm die Sonne denn doch zu heiß auf den Kopf, er ward des Rittes müde, hielt ſein Pferd mitten im freien Felde an und ſprach: Hier iſt die Stelle. Der Amerikaner ritt zunächſt herzu und gab dem Dragoman eine Ohrfeige, weil er nicht vor dem geheiligten Platz den Hut abgenommen, ſtieg dann ab, küßte den Boden und ritt wieder zurück in den Gaſthof. Nachher ſtand auf der Rechnung:

Ritt zur Stelle der Bekehrung . . 10 Franken,
Eine Ohrfeige . . . . . 2 „

und damit war die Sache erledigt.

Der Islam beſitzt in Damaskus eine ſeiner größten und heiligſten Moſcheen. Sie iſt ſo heilig, daß der Eintritt für Fremde 20 Franken koſtet. Eins von ihren zwei Minarets darf nicht von Ungläubigen betreten werden; wenn Jeſus zum jüngſten Gericht auf die Erde herabſteigt, ſo wird er auf dieſem Minaret Fuß faſſen, um dann von da nach Jeruſalem zu gehen und dort unter dem Vorſitz des Propheten das Weltgericht abzuhalten. Das andere bietet einen vortrefflichen Ausſichtspunkt mit Überſicht über die Lehmdächer der intereſſanten Stadt. Die Moſchee ſelbſt iſt augenſcheinlich aus einer alten chriſtlichen Kirche durch ſeitliche Erweiterung entſtanden, iſt von gewaltiger Größe, aber ohne äſthetiſchen Wert. An den metallenen Thüren des Vorhofs finden ſich noch chriſtliche Darſtellungen, z. B. Kelche; im Mittelbau der alten Kirche ſieht man noch Säulen mit guten byzanti-

nischen Kapitälen; in den arabischen Seitenansätzen hat man versucht, diese Kapitäle nachzuahmen, es ist aber nicht gelungen; die Nachbildungen sind verkrüppelt und entbehren der richtigen Verhältnisse. Übrigens wird an dieser und an anderen Moscheen der Stadt augenblicklich viel gearbeitet und ausgebessert. Diese verhältnismäßig lebhafte Bauthätigkeit fiel mir auf, und ich erkundigte mich nach der Ursache derselben. Da ward mir die Antwort: Junge Leute, die nachweisen, daß sie eine gewisse Zeit lang an einer Moschee gebaut haben, sind nach dem heiligen Gesetz vom Militärdienst befreit. Deshalb ist es Sitte geworden, daß diejenigen, welche den Dienst im Heer zu vermeiden wünschen, sich eine Zeit lang an den Moscheen beschäftigen und dann vom Mufti die entsprechende Bescheinigung erhalten. Hinc illae lacrimae!

Auf die kleinern Merkwürdigkeiten der Moschee und der übrigen Stadt näher einzugehen, liegt nicht in meiner Absicht; ich verweise dafür auf den ganz vortrefflichen syrischen Bädeker, welchen Professor Socin herausgegeben hat. Damaskus hat nach dem richtigen Vergleich Socins die Gestalt eines Löffels. Der nach Süden gerichtete Stiel ist eine lange, einstraßige Vorstadt, Meidan genannt, in welcher Bauern, Druſen und Beduinen verkehren; dort wird das kleine Gewerbe geübt, welches auf diese Landleute berechnet ist. Der Kopf des Löffels ist die eigentliche Stadt. Sie zerfällt in ein größeres Muhammedanerviertel und zwei kleinere Quartiere der Christen und Juden. Der mittlere Teil enthält die überdachten Straßen, Bazare. Übrigens sind nur am südwestlichen Eingang und in der Nähe der Citadelle breite Plätze und Straßen von leidlichen Querdimensionen vorhanden; sobald man das Innere

betritt, ist alles gleich winklig und eng. Mit der Überdachung der Gassen, die jede Übersicht unmöglich macht, ist Damaskus eine Stadt zum Sichverirren, wie keine zweite.

In den Bazaren herrscht für das Auge der Holzbau vor. Über sich sieht man die hölzernen Sparren der Dächer, neben sich die meist hölzernen Fronten der Läden und Werkstätten. Doch findet man auch Lehmwände, hie und da in naivster orientalischer Unordnung. In einem Bazar lagen quer über den Boden weg, von einem Hause zum gegenüberliegenden, ein viertel bis einen halben Meter hoch, drei Baumstämme; sie unterbrachen die Passage für Wagen und Pferde vollständig. Welchen Zweck haben sie? Sie stützen die beiden Häuser, daß sie nicht einfallen! Und das war in der That nötig, wie die ausgebauchten Wände bewiesen.

Die eigentlich merkantilischen Prachtbauten sind die Khane, große Warenniederlagen. Sie bilden stattliche, hohe Gewölbe mit Kuppeln und sind regelmäßig aus abwechselnden 20 Centimeter hohen Lagen von schwarzer Lava und weißem Kalkstein gebaut. Diese Schichtung sieht bei ruhenden, wuchtig drückenden Gewölben sehr gut aus; denn sie läßt die breite Festigkeit der Grundlage recht hervortreten. Sie ist auch hierzulande natürlich und ursprünglich, denn das Material dazu, Lava und Kalkstein, liegt bei der Hand; und der Stil hat sich von den Massivbauten auch auf die Kalkwände übertragen, die man vielfach mit schwarzen, weißen und roten Horizontalbändern anstreicht. Sollten die Italiener hier das Muster zu ihren weiß und rot gestreiften Domen gefunden haben?

Geht man in die Wohnungsviertel, so wandert man in engen, oft holperigen Gassen zwischen niedrigen oder

hohen Kalksteinmauern, und blickt gelegentlich in kleine Vorhöfe oder schmale Hausthüren; es sieht winklig und dörflich aus. Um so überraschender wirkt es, wenn nun plötzlich eine Thür in einer versteckten Ecke sich öffnet und man hineingeführt wird in das Haus eines reichen Mannes. Da steht auf einmal wieder eine Beduinenvision von damascenischem Wohlleben vor uns. Wir treten in einen großen, viereckigen, marmorbelegten Hofraum, der von den hohen Wänden des eigentlichen Hauses umgeben ist. Mitten drinnen erhebt sich ein Bassin mit fließendem Wasser, ringsum blühende Pflanzen, selbst Bäume und Lauben. Die hohen Wände sind weiß und schwarz oder rot gestrichen, in Zwickeln und zwischen Fenstern sind bunte Bilder angebracht, sehr ursprünglich in der Form, aber fremdartig zum fremdartigen Stile passend: Blumenranken und seltsame Tiere, luftige Phantasiebauten und bunte Schiffe zwischen verschnörkelten Arabesken; in einem christlichen Hause sah ich gemalt, wie der heilige Georg einen grünen Tapir mit langem Schwanze tötete. Auf einer Seite hat der Hof eine große Bogennische, die bis unter das Dach reicht und die ganze Tiefe des Hauses einnimmt, ein köstlicher Schattenplatz zum Verträumen des Nachmittags. Rings um den Hof liegen die Zimmer, deren maurisch geformte Thüren und Fenster mit altem Stuckwerk verziert sind. Auch im Empfangssaal wird ein Springbrunnen angebracht; in einem Hause war der Wasserluxus so weit getrieben, daß jede Fensterbank das Becken eines kleinen Springquells bildete. Die Sommerzimmer sind hoch, man könnte sagen zweistöckig; sie gehen vom Boden bis unter das Dach; die obere Hälfte der Wände, mit kleinen Fenstern versehen,

ist einfach weiß getüncht, die untere dagegen mit lackirtem Holzgetäfel und mit Stuckarbeit verziert, reich in der Ausführung, aber kleinmustrig, sodaß das Auge im ganzen den Eindruck einer schönen braunen Holzfarbe erhält. Dazu Ölholzmöbel mit Perlmuttereinlage, seidene Divans und schwere Teppiche, arabische Inschriften und leiser Duft von Sandelholz — eine rechte Wohnstätte für Freunde der kühlen, träumenden, faulenzenden Üppigkeit. Einige der schönsten Häuser sind den Reisenden ohne weiteres zugänglich, da ihre Besitzer, Araber, Christen oder Juden, sich freuen, wenn der Fremde ihren Luxus bewundert. Eines der schönsten und bestgehaltenen bewohnt der deutsche Konsul Lüttike. Es mag den einen oder andern meiner Leser interessiren, zu erfahren, daß Herr Lüttike Holzvertäfelungen, Kacheln und andere Gegenstände der Zimmerverzierung damascenischen Stiles anfertigen läßt und versendet.

So viel vom Aussehen der inneren Stadt. An ihren Grenzen liegen oft sonderbare isolirte Sträßchen; ein Dutzend flacher Häuser und dazwischen die Gasse mit ihrem spitzen Giebeldach, ohne welches die Leute sich selbst hier, außerhalb des Handelsbezirks, ihre Straße nicht denken konnten. Die ganze Reihe der Wohnungen sieht aus wie ein langes, lehmbedecktes Haus. Geht man nach Süden oder Osten über die Grenze hinaus, so kommt man in die Ghuta, das berühmte Gartengebiet von Damaskus. Bis zu einer Stunde Entfernung reiht sich Garten an Garten mit saftig grünen Orangenbäumen, blühenden Granaten und fruchttragenden Aprikosen, Nuß- und Maulbeerbäumen, zwischen denen hellgrüne Pappeln die Wasserläufe oder Wege bezeichnen. Es ist ein Paradies, versteht sich wieder vergleichsweise, im Gegensatz zur Wüste;

deutschen Augen erscheint die Vegetation zwar südlich farbenkräftig, aber nicht übermäßig reich. Unterhalten wird sie durch künstliche Bewässerung, zu der die Flüsse den Stoff liefern. Das Eigentum der einzelnen Besitzer ist durch zahllose Mauern abgegrenzt, und die hierdurch erzeugte Teilung des Gebiets gilt von alters her als der beste Schutz der Stadt gegen Beduineneinfälle, weil sie jeden Reiterangriff unmöglich macht. Noch vor zwanzig Jahren dehnten die Wüstenbewohner ihre Raubzüge bis unmittelbar an den Rand der Ghuta aus.

Im Sommer leben die Einwohner fast nur von den Früchten ihrer Gärten, und zwar essen sie dieselben meist unreif, wie das im ganzen Orient gebräuchlich ist — eine reife Pflaume z. B. habe ich in den drei Jahren meines Aufenthalts im Osten noch nicht gesehen. Der Kornbau ist weniger ausgebildet; die Mehlfrüchte werden vom Lande bezogen. Die Haupterwerbsquelle der Damascener bildet das kleine Gewerbe und der Kleinhandel, von deren Betriebsamkeit die ganze Stadt erfüllt ist. Sie ist der Landhafen für den mittlern Teil Syriens. Die Produktion steht aber bei weitem nicht mehr auf der früheren Höhe. Die altberühmteste der Damascener Industrien, die Stahlerzeugung, ist schon seit fünf Jahrhunderten verloren; Timur Lenk (Tamerlan) eroberte die Stadt um 1399, und er verfuhr nach demselben Grundsatze, welcher in alter Zeit von den Philistern, später von den Babyloniern gegen die Juden in Anwendung gebracht wurde: er nahm die Waffenschmiede und Schwertfeger sämtlich fort und schleppte sie ostwärts nach Samarkand und Chorassan; dort blüht noch heute die Anfertigung der „Damascenerklingen," während die Mutterstadt das Geheimnis der

Technik verloren hat. Aber man macht noch viel getriebene Arbeiten in Kupfer, Keſſel und Platten, Tiſche von oft rieſiger Größe, meiſt nicht fein, aber leidlich ausgeführt, mit Muſtern, deren indiſcher Urſprung unverkennbar iſt. Weberei und Stickerei iſt ſehr herabgegangen: man fabricirt noch die charakteriſtiſchen Goldfadengewebe, aber mit weniger Geſchmack als früher. Der Eingeborne trägt die beſſeren Erzeugniſſe der ländlichen Manufaktur nicht mehr, und die Bazare liegen voll der erbärmlichſten gedruckten Baumwollenſtoffe aus England: die werden jetzt vom Volke für wenige Groſchen gekauft. Tuche kommen aus England und aus Sachſen, neuere Teppiche meiſt ebenſo. Von echten einheimiſchen Stoffen findet man hauptſächlich die in der Regel weiß und ſchwarz geſtreiften arabiſchen Wollmäntel, Abbayen genannt, welche jeder Landbewohner trägt. Die Seidenindnſtrie iſt noch von Bedeutung; Kopftücher, Keffije genannt, hängen in Maſſen in den Bazaren, ſchwarz für die echten Landaraber, gelbrot für die Städter, weiß mit ſchwarzen Randſtreifen für Leute von verfeinertem Geſchmack, aber immer mit zahlreichen Quäſtchen beſetzt; ferner ganz- und halbſeidene Tiſchtücher, dünne Staubmäntel (deutſche Damen würden ſie Burnus nennen), Seidenſtickereien auf Tuch, Schleier u. dergl. Der ſchwarze oder geblümte Baumwollenſchleier freilich, den die Frauen aus dem Volke tragen, iſt in der Schweiz gemacht.

Der Einfuhrhandel, den einige europäiſche Firmen betreiben, betrifft hauptſächlich billige Stoffe, Glas, Stahlwaren u. dergl., die Ausfuhr Seide und Wolle von den zahlreichen Schafherden des Landes. Man klagt, daß das Ausfuhrgeſchäft, namentlich in Seide, ſehr gelitten habe. Einesteils hat der Suezkanal einen großen Teil des Ver-

kehrs an sich gezogen, der früher mit Karawanen durch Damaskus ging, anderenteils war Ägypten früher eines der wichtigsten Absatzgebiete, namentlich für Seide, und seit Arabi Paschas Aufruhr sind die dortigen Verhältnisse so zurückgegangen, daß wenig mehr gekauft wird. Als Verkehrsstadt leidet Damaskus auch unter der Nebenbuhlerschaft von Aleppo, welches unter Dschemil Paschas leidlicher Regierung im Aufschwung begriffen ist. Man spricht von dem Plan, eine Eisenbahn Aleppo-Tripolis zu bauen; sollte das zustande kommen, so wird Aleppo den Durchgangsverkehr ganz an sich ziehen.

Die öffentliche Sicherheit in Damaskus ist gut. Wer sich des Abends, wo der anständige Orientale zu Hause sitzt, in entlegene Quartiere wagt, der *kann* freilich totgeschlagen werden, aber nicht mit größerer Wahrscheinlichkeit als z. B. zwischen Deutz und Mülheim. Von Einbrüchen hört man wenig. Die Bazare werden zwei Stunden nach Sonnenuntergang mit großen Holzthoren verschlossen; wer hinein oder heraus will, hat zu rufen: Öffne, o Wächter! Dann kommt ein meist blinder Angestellter und schiebt den Riegel zurück gegen einige Para Trinkgeld. Der verspätete Wanderer muß außerdem eine Laterne bei sich haben, sonst erklärt ihn die hohe Polizei für verdächtig und öffnet ihm ihre Wachstuben — mich selbst rettete nur meine Fähigkeit, mit den türkischen Soldaten in ihrer Muttersprache zu verkehren, vor der Bekanntschaft mit dem Ungeziefer dieser Institute. Aber mir scheint, daß diese Vorsichtsmaßregeln an sich kaum ausreichen würden, das Eigentum der Kaufleute zu schützen; ein richtiger Einbrecher brauchte nur auf die Lehmdächer zu klettern und von oben in die Läden einzudringen. Es

iſt wohl eher ein Zug im arabiſchen Volkscharakter, der die Herſtellung der öffentlichen Sicherheit erleichtert: der muhammedaniſche Araber iſt von Natur wenig zur rohen Gewaltthat geneigt, ſtiehlt wohl, aber raubt nicht leicht, fürchtet ſich vor Widerſtand, wo er ſeiner Übermacht nicht durchaus ſicher iſt, und beſitzt eine religiöſe Gewiſſenhaftigkeit, vermöge deren man ſelbſt Leute aus den niedern Klaſſen durch einen Hinweis auf den Willen Allahs im Zaume halten kann.

Theologiſche Bildung oder auch Verbildung dringt bei den Arabern tief ins Volk. Damit hängt auch ihr Fanatismus zuſammen. Die damasceniſchen Muhammedaner ſind berüchtigt wegen desſelben, und ihr Eifer weckt den der anderen Religionsparteien, ſodaß auch Chriſten und Juden hierzulande in der Regel Fanatiker ſind. Die islamitiſche Gelehrſamkeit iſt indeſſen in Damaskus ſehr herabgekommen. Von nahe hundert alten Gelehrtenſchulen ſind nur noch fünf übrig; was da gelehrt wird, weiß man, Altarabiſch, Koranauslegung, juriſtiſche Auslegung des heiligen Geſetzes, dazu die faule Logik und Philoſophie, der ihr Ergebnis, die Weltanſchauung des Korans, von vornherein vorgeſchrieben iſt. Es ſcheint mir naturgemäß, daß jede Gelehrſamkeit verſumpfen und verzopfen muß, die nur darauf ausgeht, das Überlieferte orthodox zu erhalten, nicht es umzubilden und neues hinzuzuſchaffen; das iſt der Grundfehler, an dem alle Weisheit des Islams krankt, und um deſſentwillen ſie überall zum Verdorren verurteilt iſt. Chriſtliche Schulen blühen erheblich auf, beſonders durch die Unterſtützung der franzöſiſchen Regierung.

Es giebt in Damaskus eine kleine Anzahl von Eingeborenen aller Religionen, die im Umgang mit Europäern die Neigung angenommen haben, ſelbſt für europäiſch ge-

bildet gelten zu wollen, die sich des Arabischen schämen und ihre Lebensweise dem Abendländer absehen möchten. Natürlich nur „wie er sich räuspert und wie er spuckt" — mir wurde einer vorgestellt, dessen höchster Ehrgeiz dahin ging, eine Frau zu heiraten, „die einen Hut trägt." Sie drängen sich wohl in europäische Gesellschaft und streben darnach, wie Gleichberechtigte aufzutreten. Man kann sie in fürchterliche Verlegenheit setzen, indem man einfach auf ihre Hände schaut. Dort steht nämlich das Zeichen, welches ihre sociale Stellung unwiderleglich und unausrottbar darthut, eine blaue Tättowirung, die jeder einzelne an Hand und Arm trägt; ihr Herr Vater hat ihnen die Verzierung beibringen lassen, als sie noch Kinder waren, und sie kann halt nicht abgeschüttelt werden. Aber die Zahl dieser Halbseelen ist verschwindend klein; die große Masse des Volkes, einerlei ob arm oder reich, gebildet oder ungebildet, ist noch echt orientalisch in Gefühl und Denkart, und Damaskus ist die große Burg des syrischen Arabismus. Das giebt ihm seine politische Bedeutung.

Fragt man übrigens einen hiesigen Christen nach der politischen Lage der Provinz, so bekommt man immer zuerst die Antwort: O, es steht ganz gut; wir haben jetzt nichts zu fürchten — ein Zeichen, wie sehr das Andenken an die Christenschlächtereien von 1860 noch lebendig ist; der hiesige Christ versteht unter „Politik" zu allererst die Frage seiner persönlichen Sicherheit.

12

Arabiſche Sprachſtunde.

20. April

Ich bin auf dem Wege nach Palmyra, jetzt in Begleitung von zwei Polizeiſoldaten, wackern Kurden, die mir mit einem freudigen Aufleuchten des Blickes mitteilen, daß dies auch der Weg iſt, der in ihre Heimat, nach Diarbekir, führt. Bald hinter Damaskus haben wir den letzten Ausblick auf die Wieſenſeen; dann verläßt der Weg das grüne Gebiet, kriecht über einige öſtliche Vorläufer des Antilibanon und wird entſchieden langweilig. Zweimal im Tage, in Abſtänden von vier bis fünf Stunden, erſcheint ein Dörfchen, und, was beinahe dasſelbe ſagt, eine Quelle; dazwiſchen liegt Steppe oder Sand unwirtlicher Thalmulden. Meine Kurden ſprechen türkiſch, und ich bin deſſen zufrieden, denn das giebt die Gelegenheit, den Weg mit belehrender Unterhaltung zu kürzen.

Huſein Agha, biſt du ſchon lange im arabiſchen Lande?

Jawohl, Effendi, ſeit fünf Jahren.

Dann haſt du wohl ſchon viel arabiſch gelernt und kannſt dich leicht mit den Leuten verſtändigen?

Ganz leidlich, Effendi.

Dann hilf mir ein wenig. Was sagt man z. B. nach hiesiger Sitte, wenn man in die Wohnung eines Arabers tritt, um ihn zu begrüßen?

Sehr einfach, du reichst ihm die Hand und sagst guten Morgen, einerlei in welcher Sprache, das versteht er schon.

Wenn ich nun aber Durst habe und Kaffee oder Wasser trinken möchte, was sage ich dann?

Du sagst gar nichts, Effendi; er rückt sofort mit Kaffee heran, und du mußt wenigstens drei Täßchen trinken, wenn du nicht eine schreiende Unhöflichkeit begehen willst. Außerdem wird er dir aber auch Wasser und saure Milch anbieten; du brauchst nur zuzugreifen oder kopfschüttelnd zurückzuweisen.

Und wenn ich Hunger habe?

So warteſt du, bis seine Essenszeit kommt. Vorher giebt es doch nichts, und wenn er einmal ißt, verfehlt er nicht, dich zu Tische zu laden.

Wenn ich mich nun aber bei ihm ausruhen möchte?

So legst du dich halt nieder. Übrigens kommt das höchstens einmal vor, so lange du ein eignes Zelt besitzest; du wirst beim ersten male derartig gebissen werden, daß du es sicherlich nicht zum zweiten male thust.

Was habe ich zu sagen, wenn ich mich bei dem Araber für genossene Gastfreundschaft bedanken will?

Nichts, Effendi, du brauchst nur zu rülpsen.

Was aber, wenn ich ihn fragen will, ob er Antiquitäten und Münzen zu verkaufen hat?

Wiederum nichts; er schleppt von selber herbei, was er besitzt, und plagt dich, seine Schätze anzusehen. Wenn sie dir nicht gefallen, giebst du sie ihm einfach zurück.

Wenn ſie mir aber gefallen und ich will etwa zehn Piaſter bieten?

Dann ziehſt du zehn Piaſter aus der Taſche und hältſt ſie ihm hin.

Wenn er aber dreißig haben will?

Dann ſagt er „dreißig,“ und wenn er ſieht, daß du ihn nicht verſteht, zieht er ſeinerſeits dreißig Piaſter aus der Taſche und zeigt ſie dir. Dann legſt du fünf Piaſter auf deine zehn und er nimmt fünf von ſeinem Gelde fort und ſo weiter. Du legſt ſo lange zu und er nimmt ſo lange weg, bis beide Häufchen gleich groß geworden ſind, dann ſeid ihr handelseinig und tauſcht aus; er giebt ſeine Antike, du dein Geld, und das Geſchäft iſt fertig.

Wenn aber ſeine Forderung von vornherein ſo unverſchämt hoch iſt, daß ich gar nicht bieten will?

So lachſt du ihn aus und wir lachen getreulich mit; dann fühlt er ſich blamirt und ſagt etwas. Was es heißt, brauchſt du gar nicht zu fragen; es bedeutet immer: Wie viel willſt du denn im Ernſt geben?

Schön, das reicht für den Hausgebrauch. Wenn ich nun aber das Haus geſchloſſen finde und will ihm ſagen, daß er mich einlaſſen ſoll?

Bei Tage und in Friedenszeiten kommt das nicht vor; denn da iſt ſein Thor immer offen. Bei Nacht und im Kriege aber auch nicht; denn da gehſt du nicht zu ihm. Alſo brauchſt du dir deswegen den Kopf nicht zu zerbrechen.

Ja, nun heißt es aber immer, man ſoll ſich anmelden, ehe man eintritt, damit die Frauen Zeit haben, ſich zurückzuziehen? Wie mache ich das?

In der Stadt brauchſt du nicht dafür zu ſorgen, da läuft die Jugend neben uns her, um das Wundertier zu

ſehen, und die beſorgt die Anmeldung. Bei den Beduinen aber hats erſt recht nichts zu ſagen; denn da gehen die Frauen offen herum, ohne ſich viel zu geniren.

Richtig, nimm aber an, ich finde einen Tempel oder eine Moſchee verſchloſſen und will hinein. Was ſage ich dem Wächter?

Du zeigſt ihm ein Hundertparaſtück; dann holt er ſchleunigſt den Schlüſſel.

Wenn ich aber einen Brunnen beſetzt finde, wie ſage ich: Ihr Leute, laß mich auch einmal heran?

Du ſchiebſt ſie einfach beiſeite und trinkſt nach Belieben.

Und wenn die Männer grob werden?

Dann rufſt du mich, Effendi.

Wenn mir aber in der Straße einer mit ſeinem Pferd oder Eſel im Wege ſteht und ich will ihn veranlaſſen, auszuweichen, was muß ich rufen?

Du nimmſt bloß die Reitpeitſche und verabreichſt dem Tiere einen kleinen Hieb, dann geht es ſchon beiſeite.

Wenn nun aber ein Räuber kommt? Gieb acht, mein Buch ſagt: La teteharrak willa edrub bittababandja, Stillgeſtanden, oder ich ſchieße! Iſt das ſo richtig?

Weißt du, Effendi, wenn ein Räuber käme, würden wir ihn einfach totſchlagen. Wenn die Räuber ſich überhaupt an uns wagen, dann ſind ihrer wenigſtens dreißig, und dann kommt es gar nicht darauf an, ob du ſie in richtigen Worten anbittababandjaſt; dann ſorge nur, daß du richtig ſchießeſt. Übrigens iſt es nicht wahrſcheinlich, daß wir irgendwie geſtört werden; bis Palmyra iſt die Gegend ziemlich ſicher; ſie fürchten ſich zu ſehr vor uns.

Gut; wenn uns aber friedliche Beduinen begegnen und ich will mich mit ihnen befreunden, was habe ich zu ſagen?

Du giebſt ihnen Zucker für ihre Kinder; ſie eſſen ihn meiſtens ſelber und haben umſomehr Verſtändnis für deine wohlmeinende Abſicht.

Oder wenn wir in ein Beduinendorf kommen, und ich will die Reſte der antiken Bauten beſichtigen, da muß ich doch in und auf die Häuſer ſteigen?

Du kletterſt einfach auf die Dächer; meiſt iſt eine Treppe dazu da. Die Einwohner werden dir ſofort nachklettern und Bakſchiſch beanſpruchen.

Freund, du redeſt Weisheit. Wenn ich aber einem hübſchen Beduinenmädchen bei der Gelegenheit ein Kompliment machen will, wie drücke ich „ſchönes Kind“ auf Arabiſch aus?

Das drückſt du am beſten gar nicht aus; ſonſt kommt der Beduinenvater und ſpricht gleichfalls in Zeichen zu dir, indem er mit einem Steine nach deinem Kopfe wirft.

Hm, Huſein Agha, ſollteſt du ſchon Erfahrungen in dem Punkte gemacht haben?

Der ſchnurrbärtige Huſein errötet unter ſeiner dunkeln Hautfarbe und meint diplomatiſch: Effendi, das ſind innere Angelegenheiten, ich bin längſt verheiratet.

Damit ſchließt die Unterrichtsſtunde, und er erzählt mir von ſeiner Heimat. Der Leſer aber ſieht, daß die Anfangsgründe des Arabiſchen, richtig behandelt, keine großen Schwierigkeiten darbieten.

13

Ritt nach Palmyra.

22. April

Hier im Halbwüſtengebiet gilt der Satz: Wo ein Wäſſerlein iſt, da iſt ein Dorf; iſt die Quelle reich, ſo ſieht auch die menſchliche Anſiedlung behäbig aus; iſt jene arm und ſchlecht, ſo iſt auch dieſe erbärmlich. Denn vom Waſſer hängt die Exiſtenz der Menſchen nicht bloß direkt ab; es muß auch ihre Gärten befruchten, alſo ihrem Landbeſitz erſt Wert geben. Doch iſt auch ein anderer Unterſchied zu bemerken: es giebt nordöſtlich von Damaskus noch eine gute Anzahl von weſentlich chriſtlichen Dörfern, und die ſehen durchgehends beſſer aus als die muhammedaniſchen. Die Wohnſtätten der Menſchen in den öſtlichſten Vorbergen des Antilibanon ſind zum Teil uralt; das jetzige Malula z. B. wird ſchon in den älteſten Urkunden als Maghlula erwähnt, Yabrûd ſteht als Jebruda im Ptolemäus. Es ſcheint, als habe ihre abgeſchiedene Lage dieſe Orte einigermaßen vor der muhammedaniſchen Überſchwemmung geſchützt, vielleicht auch ihren Beſitz beſſer geſichert. Das eben genannte Malula

kann als Typus der Chriſtendörfer gelten. Es laufen drei Höhenzüge, die ich auf keiner Karte richtig verzeichnet finde, parallel mit dem Antilibanon von Südweſten nach Nordoſten; ſie haben alle dasſelbe, geologiſch ſehr merkwürdige Anſehen: vom Antilibanon her ſteigt der Hang ſanft aufwärts, von der Spitze oſtwärts aber ſtürzt er plötzlich in ſenkrechten, ſtark zerfreſſenen Felswänden ab, an deren Fuß ſich dann wieder ein ſanfterer Abhang findet. In einem dieſer Bergzüge öffnet ſich plötzlich ein ſchmales Seitenthal; die Felſen, welche den Gipfel krönen, werden ſteiler und höher, am Ende ſchließen ſie das Thal zu einer großartig wilden Schlucht ab, und da, hineingeklebt in die Felſenwände, liegt Malula. Man ſchaut hinein wie in ein Horniſſenneſt, ſo zellenartig hängen die Häuſer übereinander. Der Thaleingang iſt ſo eng und die Schlucht ſo tief, daß man vorüberreiten würde, ohne eine Ahnung von dem Daſein des Städtchens zu haben, wenn es nicht durch ſeine grüne Umgebung verraten würde. In ſeiner Abgeſchloſſenheit hat es nicht bloß das Chriſtentum bewahrt, ſondern auch ſeine altangeſtammte Sprache; hier iſt einer von den drei Plätzen, wo noch ſyriſch geredet wird. Aber wenn es den arabiſchen Einfluß ablehnt, der europäiſchen Kultur iſt es zugänglich — uns empfängt ſofort ein franzöſiſch ſprechender Schulmeiſter, der uns die Merkwürdigkeiten des Platzes zeigt und ſich verſtändig über dieſelben ausdrückt. Der Thalgrund aber iſt terraſſirt, ſo weit nur ein Körnchen von Humus zu finden war, das durchfließende Bächlein muß jeden Tropfen ſeines Waſſers hergeben, um die ſorgfältig eingefriedigten Grundſtücke zu befeuchten, und Halme wie Feigen oder Pappeln wachſen da unten ſo grün und friſch, daß ſelbſt unſere Pferde bei dem Anblick

fröhlich zu wiehern anfangen. Dabei ziehen die Einwohner vortrefflichen Wein und sind auf dem Pflaster von Damaskus als Pferdevermieter bekannt — der Unterschied zwischen christlicher Anlehnung an die Rührigkeit des Abendlandes und arabischer Hingabe an den Quietismus des Islams ist nicht zu verkennen, wenn man das maronitische Dorf mit einem muhammedanischen vergleicht.

Mein Weg führte in drei Tagen über Malula und Nebk nach Karyatên. Dort traf ich zu meiner Freude mit drei Deutschen zusammen, die gleich mir nach Palmyra wollten, einem Rentner, einem Professor der Architektur und einem Inschriften sammelnden Doktor. Sie waren auf kürzerem, aber rauherem Wege über Djirud gekommen und hatten mich eingeholt. Jetzt sind wir eine große Cavalcade und über unseren vereinigten Zelten flattert stolz die deutsche Flagge.

Gleich am Abend machte der Doktor einen seltenen Fund. Eine Viertelstunde vor dem Dorfe liegt ein einsames Lehmgebäude, wie ein großer Bauernhof; von außen sieht man nichts als Lehm und Mist, kein Mensch sollte auf den Gedanken kommen, daß darin merkwürdige Altertümer zu finden seien. Und doch enthält es Reste eines alten Klosters und birgt in seinem Innern einen Alabastersarg mit allerlei Inschriften. Zum Teil sind diese offenbar von Pilgern und Arabern eingekritzelt — der Alabaster läßt sich mit dem Messer schneiden, und da ist es begreiflich, daß jeder unnütze Junge, der in seine Nähe kam, der Versuchung nicht widerstehen konnte, sich an ihm zu verewigen —, aber das kundige Auge des jungen Gelehrten entdeckt sofort die Original-Inschrift in syrischen Lettern aus dem fünften Jahrhundert; der „Sünder Antonius,"

der da begraben liegt, „fleht zu den Heiligen um ihre Fürbitte.“ Die Buchſtaben ſind merkwürdig; der Doktor klatſcht ſie in naſſem Papier ab; das Papier bleibt über Nacht auf der Inſchrift hängen, damit es die Form derſelben dauerhaft annimmt; morgen früh um vier darf er ſichs wiederholen — das ſind die Freuden der Epigraphik. So aber jemand, der uns nachfolgt, Luſt hätte, das Kloſter auf eigene Fauſt zu beſichtigen, ſo kann ich ihm verraten, wo der Schlüſſel aufbewahrt wird: derſelbe liegt auf dem Miſthaufen vor der Thür, rechts unter dem flachen Stein. Sag' es aber nicht weiter, geehrter Leſer!

Karyatên iſt die letzte Station, die zum civiliſirten Lande gerechnet wird. Am anderen Morgen beginnt der gefürchtete Ritt durch die Wüſte, der uns in zwei Tagen nach Palmyra führen ſoll. Gefürchtet nicht etwa, weil die ſogenannte Wüſte beſonders wild von Charakter wäre. Sie iſt vielmehr eine ſanfte, ziemlich ebene Steppe; dem Reiſenden, der die ſchrecklichen Wege Südpaläſtinas vor kurzem zurückgelegt hat, erſcheint ſie wie eine ganz behagliche Reitbahn. Jetzt nach dem Winterregen ſieht ſie grau-grün und bunt aus, wie eine ſehr ſchlechte, trockene Wieſe mit dünnem Graswuchs, Hundskamillen und Mohnblumen; letztere ſtehen an Stellen, wo reichlichere Feuchtigkeit angeſammelt war, zu ganzen roten Feldern vereinigt. Die Wüſte liefert ſogar noch zwei Erzeugniſſe, die von den Menſchen geerntet und benutzt werden: das eine iſt ein Kaliſtrauch (Salſola), ein niedriges Büſchlein ohne Blätter, aber mit grünen Stengeln, unſerm Beſenginſter ähnlich, nur viel niedriger und kleiner. Die Pflanze iſt ſtark kalihaltig und dient deshalb den Arabern, entweder getrocknet oder zu Aſche verbrannt, als Seife. Das andere

Produkt ist ein weißlicher, knolliger Pilz, den die Eingebornen „Trüffel" nennen. Von Zeit zu Zeit sieht man am Boden eine kleine aufbrechende Erhöhung, da liegt, dicht unter der Oberfläche, die Trüffel, von der Größe einer Kartoffel. Sie besitzt kein Aroma und schmeckt sehr mittelmäßig, wird aber von den Arabern in Menge gesammelt und gegessen. Bis mehrere Stunden weit in die Wüste hinein sehen wir die Männer auf der Suche; sie führen einen langen Stock bei sich, mit dem sie die versprechenden Erdhäufchen aufkratzen, nebst einem Sack für die Ergebnisse ihrer Thätigkeit. Die letztern kochen sie teils selbst, teils gehen dieselben nach Damaskus und Beirut, wo sie sogar in europäischen Gasthöfen vorgesetzt werden. Die Tierwelt der Wüste ist sehr beschränkt. Man sieht nur Fliegen, Spinnen, Käfer, kleine Schmetterlinge, Eidechsen verschiedener Art und einzelne Schlangen. Springhäschen (Gerboa) sind in Menge vorhanden, lassen sich aber bei Tage nicht blicken, doch geben ihre Höhlen von ihrer Anwesenheit Kunde; dem Reiter sind sie widerwärtig, denn die Pferde brechen leicht in die Löcher ein und fallen. Frankoline treten vereinzelt auf, Feldhühner nur an der Grenze, in der Nähe des Wassers. Gazellen bringen den Winter und Frühling im Gebirge zu; im Sommer aber zwingt sie die Wassernot, ins Thal hinabzusteigen, und dann wagen sie sich bis in die Nähe der Städte. Dort werden sie auf barbarische Weise gefangen. Man errichtet im Felde ein großes Viereck von niedrigen Mauern und umgiebt es von außen mit tiefen, senkrecht eingeschnittenen Gräben. Dann treibt man die zarten, furchtsamen Tierchen in das Viereck; sie springen in der Angst über die Mauern, fallen in die Gruben und bei dem Sturz zerschellen ihre

feinen Glieder. Mit gebrochenen Beinen liegen ſie hilflos da und werden von den Menſchen getötet.

Die Wüſte iſt beiderſeits von Bergketten eingeſchloſſen; von dieſen ziehen ſich zahlreiche Bachbetten herab, die jetzt freilich trocken ſind, aber im Winter offenbar reichliches Regenwaſſer führen; das bezeugt die Feuchtigkeit ihres Bodens, die hie und da noch direkt wahrnehmbar iſt, überall aber durch kräftigern Pflanzenwuchs merklich wird. Wenn die Regierung in dieſen Bachbetten ſechs bis zehn große Ciſternen anlegte, um das Winterwaſſer aufzufangen, ſo hätte ſie damit Stationen geſchaffen, welche die ganze Wüſte paſſirbar machen würden wie einen gewöhnlichen Landweg; ſie hätte zugleich ein vortreffliches Mittel, die Beduinen im Zaume zu halten. Denn dieſe werden raſch zahm, wenn ſie einer Macht gegenüberſtehen, die ihnen Waſſer liefern oder vorenthalten kann. Das haben die alten Römer gewußt, ihre Caſtelle finden ſich in langen Reihen längs der großen Brunnen des öſtlichen Gebiets; dorthin legten ſie ihre Beſatzungen und beherrſchten die unruhigen Wüſtenkinder mittels des Schlüſſels zum Waſſervorrat. Die Türkei hat die Caſtelle verfallen laſſen und die Beduinen ſind wieder zur Unbotmäßigkeit zurückgekehrt.

So, wie die Wüſte jetzt iſt, hat ſie von April bis Oktober keinen Tropfen Waſſer und demgemäß keinerlei feſte Anſiedelung. Nur im Gebirge an ihrem ſüdöſtlichen Rande ſoll ſich, wie uns erzählt wird, in zehn bis zwölf Stunden Entfernung eine Quelle finden, die im Frühſommer noch Waſſer führt; Ain el Wuul heißt ſie, die Steinbocksquelle. Da die Angabe mit der Kiepertſchen Karte ſtimmt, beſchließen wir, dorthin zu reiten, um uns nicht mit dem

Transport des Getränks für alle unsere Tiere aufhalten zu müssen. Zu dem Ende wird ein Scheich mitgenommen, der als großer Weg- und Quellenkundiger gilt; wie er heißt, wird uns anfangs nicht recht klar, und da er ein hellgrünes Gewand trägt, wird er rasch Abu Grünspan getauft — nach zwei Stunden hört er schon auf diesen Namen. So reiten wir denn los, aber — und darin besteht das, was wir persönlich zu erdulden haben — im langsamsten Schritt. Denn wir dürfen unser Gepäck nicht aus den Augen lassen. Verlieren wir die Packpferde, so sind wir ohne Nahrung und jene finden kein Wasser; das bedeutet Verderben für beide Teile. Elf lange, lange Stunden hindurch gehts langsam über das dürre Gras; die Sonne steigt und brennt, daß die Haut sich in Fetzen vom Gesichte löst, die Luft wird so trocken, daß die Lippen sich grau färben und springen — ein Stück Brot, eben frisch abgeschnitten, ist in fünf Minuten hart wie Zwieback — die fernen Berge stehen in scharfen, mitleidslosen Linien am Horizont und wollen nicht näher kommen; endlich, bei Sonnenuntergang, halten wir an ihrem Fuße; der Scheich biegt rechts ab in ein Thälchen und sagt: Wir sind angelangt; da hinten ist die Quelle.

Vorwärts! Zum Wasser! Die Pferde nehmen ihre letzte Kraft zusammen, einer stolpert dem andern nach, um an das belebende Naß zu gelangen; Windung um Windung macht der Weg, endlich liegt der Brunnen vor uns, und da — stößt Husein, der vorangeht, den furchtbarsten Fluch aus, den seine an Flüchen reiche Muttersprache ihm zur Verfügung stellt. Wir hasten herzu — der Brunnen ist leer, trocken schauen die Steine heraus, kein Tropfen Wasser zu sehen.

Mit einem Schlage tritt es an uns heran, was das bedeutet, in der Wüſte kein Waſſer zu haben! Für uns Menſchen mit der Weinflaſche im Sacke iſt es nicht von Belang, aber die Tiere, die mit ſchwerer Ladung einen Tag lang gelaufen ſind, lechzend vor Durſt — was ſoll aus denen werden? Finſter ſchaut einer den anderen an; dann kehrt man um und holt den Scheich. Der ſchreitet voran auf den Brunnen zu und ſchaut flüchtig hinein. Nie war ein edler Sohn der Wüſte ſo nahe daran, windelweich geprügelt zu werden, wie Abu Grünſpan in dieſem Augenblick. Aber er geht weiter, und wir mit verbiſſenem Ingrimm hinterdrein. Höher hinauf führt er uns, und endlich — nun, er weiß doch Beſcheid! —, endlich liegt ein zweiter Brunnen vor uns, ein tiefes Felſenbaſſin, voll der erſehnten Flüſſigkeit. Sie iſt bräunlich, voller Blutegel und Salamander, aber was thuts, die Tiere ſtillen ihren Durſt und wir desgleichen — ich ſah einen Maulеſel zwölf Näpfe, wenigſtens zwanzig Liter, ſchlürfen. Der eingetrocknete Brunnen im Thal war nur ein Scherz des Zufalls, wie angelegt, um uns die Bedeutung eines „Quells in der Wüſte“ einmal am eigenen Leibe eindringlich klar zu machen. Das endgiltige Verſiegen eines ſolchen wäre eine Landplage, die ſich auf viele Meilen fühlbar machen würde; es würde den Pferdeverkehr auf der betroffenen Strecke unmöglich machen.

Dem erſten Tage von elf Stunden folgte ein zweiter von fünfzehn; glücklicherweiſe iſt Palmyra, wenn man einmal drei Viertel des Weges hinter ſich hat, nicht mehr zu verfehlen; wir brauchten nicht zu fürchten, daß die Packpferde ſich verirrten, und konnten den ſchlimmen Weg durch ſcharfes Reiten kürzen. Heiß und dürr war er, aber

nach zehn Stunden überſtiegen wir eine kleine Anhöhe und waren in der Mulde, die das Gräberthal von Palmyra heißt. Eine Viertelſtunde ſpäter nahmen wir unſer Bad in der Schwefelquelle der Zenobia, die als mäßiger Bach mit einer Temperatur von 23 Grad aus einer Felſenhöhle quillt, und noch eine Viertelſtunde ſpäter tranken wir beim Scheich von Palmyra den erſten Becher — desſelben Waſſers, in dem wir eben mit einem halben Dutzend Araber umhergeplätſchert hatten. Dem Reinen iſt alles rein, dem Durſtigen manches.

14

Palmyra.

26. April

Es giebt Namen, die ins Ohr klingen wie das Rauſchen eines Märchenwaldes, und ſolch ein Name iſt Palmyra. Seit den Tagen der Kindheit, als wir ihn zum erſten mal hörten, ſteht ſie vor dem Auge des Geiſtes, die Palmenſtadt, verzaubert inmitten der weiten Wüſte, unnahbar umgeben von ſandiger Einöde, und in ihrer Unnahbarkeit geheimnisvoll fortblühend, wie der Wundergarten der Sage: Tauſende gehen vorüber und ahnen es nicht, aber der Günſtling des Glücks verirrt ſich in der Wildnis, und plötzlich liegt das Verborgene vor ihm. Da ſprießen die ſchlanken Schafte aus dem Boden und tragen wie Blumen die reichen Kapitäle, da ſtaunt er vor hohen Bogen und gewaltigen Tempeln, oder wandelt ſinnend in alten Straßen und ſchaut ſich um, ob ihm niemand entgegentrete. Aber es bleibt ſtill; das Volk und ſeine Königin ſind verſunken und verſchollen; nur die ſteinernen Stämme, die ſie gepflanzt, ſind übrig geblieben von der alten Herrlichkeit, weil die Natur ſie in

maßloser Verlassenheit geborgen hat. Unendlich einsam liegt die Ruinenstadt in ihrer Mulde; der arabische Hirt, der mit seinen Ziegen an ihr vorüberzieht, ist ihr geistig so fremd und belebt sie so wenig wie die Eidechse, die zwischen den Steinen hervorlugt. Sie ist nur Erinnerung, nur ein versteinertes „Es war einmal."

Im Mittelalter war sie so vollständig vergessen, daß sie erst 1678 neu entdeckt werden mußte. Die Sonntagskinder, denen das gelang, waren freilich ganz realistischer Art, englische Kaufleute von der Faktorei in Aleppo. Aber sie trugen die Kunde von der verlassenen Säulenstadt in der fernen Wüste hinaus ins Abendland; die Gelehrten und die Baumeister fingen an, sich für dieselbe zu interessiren, und aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts existiren schon Zeichnungen und Beschreibungen, deren Herstellung den Urhebern wohl Mühe und Gefahr genug gekostet haben mag. Waren doch die Beduinen noch um 1860 völlig Herren des Landes, und wenn sie die Reisenden auch nicht totschlugen, so brandschatzten sie dieselben wenigstens mit unverschämten Bakschischforderungen: einer der letzten Reisenden, der vor 1870 hinkam, hat noch 75 Napoleons Passirgeld zahlen müssen. Vergleicht man den jetzigen Bestand mit den alten Bildern, so sieht man, daß seit hundert Jahren viel eingestürzt oder auch von den Arabern zerstört ist, doch steht noch genug, um uns ein Bild von der königlichen Anlage zu gewähren.

Palmyra war ursprünglich eine Karawanenstation. Die Grundlage seines Daseins ist, wie überall im hiesigen Lande, eine Quelle, der Felsenbach, dessen ich schon Erwähnung gethan. Das Wasser desselben ist 23 Grad warm

und ſtark ſchwefelhaltig, viel ſtärker, als z. B. die Aachener Schwefelquellen, und es wirkt auch entſprechend auf Menſchen und Tiere. Aber wenn es gekühlt iſt, ſo ſchmeckt es nicht übel und es ſcheint den daran Gewöhnten ganz wohl zu bekommen; vielleicht gab es unter den Palmyreniſchen Geheimräten keine Staatshämorrhoidarier. Übrigens hat das Bächlein den Bedürfniſſen der ſpätern Großſtadt offenbar nicht genügt, man findet Reſte einer Waſſerleitung, und ſechzehn Stunden weit, in demſelben Gebirge, wo die Steinbocksquelle liegt, hat ſich noch ein alter Damm erhalten, der offenbar einen für Palmyra beſtimmten Sammelteich abſchloß. Ich habe dieſen Damm angeſehen, er iſt nach dem Muſter der klaſſiſchen Sammelteiche ausgeführt, welches ſich in den türkiſchen „Bends“ bis heute erhalten hat, und liegt jetzt trocken in einem zerriſſenen Thälchen da, aber ſeine Geſchichte ſteht ihm — in geologiſchen Lettern — deutlich an der Stirn geſchrieben. Eine rieſige Mauer, zwanzig Fuß dick, an hundert Fuß hoch, inwendig roh aufgeſchüttet, außen mit Quadern gefeſtigt, ſchloß den ganzen Thalgrund ab; hinter ihr ſammelte ſich das Waſſer des Baches zu einem kleinen See, unten hatte ſie vielleicht Schleuſen. Als die Stadt wiederholt zerſtört war, kam die Leitung außer Gebrauch; das Waſſer ſtaute ſich Jahrhunderte lang und ſetzte Schlamm ab, der allmählich ſo hoch anwuchs, daß er faſt den ganzen Teich mit einem dichten Bett von lehmartiger Maſſe füllte. Inzwiſchen aber fraßen die kleinen zerſtörenden Kräfte der Natur an der gewaltigen Mauer, das Waſſer ſickerte ein, die Quaderbekleidung fiel ab; eines Tages riß eine Schleuſe oder eine Waſſerratte bohrte den erſten Kanal, das Waſſer fand einen Ausweg, riß eine große Öffnung

in den Damm, und nun schoß die ganze Wassermasse mit einem Schwall heraus, und dabei zerwühlte sie den Schlamm, den sie selbst in langer Zeit angesammelt hatte, in der wildesten Weise. Die Reste sind eingetrocknet und stehen jetzt noch da, eine seltsame, abenteuerlich zerklüftete Lehmlandschaft mit tiefen Höhlen und Rinnen und eine vortreffliche geologische Musterkarte für Strömungswirkungen.

Doch zurück zu Palmyra. Um Christi Geburt war es eine große Durchgangsstation — auch heutigentags gehen noch die Bagdadkarawanen hierher wegen des Wassers, und unter den Inschriften, die man verdienstvollen Männern setzte, finden sich viele, die des Umstandes Erwähnung thun, daß der Gefeierte eine Karawane glücklich in seine Vaterstadt geführt habe. Dem entsprechend erblühte es; seinen höchsten Glanz erreichte es unter der Familie Odeinath und besonders unter dem letzten Gliede derselben, der berühmten Königin Zenobia. Diese ist wahrscheinlich die Urheberin der Prachtbauten, deren Reste wir jetzt bewundern, wie sie es war, die griechischer und römischer Kultur die Herrschaft in ihrem Reiche verschaffte. Sie dehnte ihr Königtum über Syrien und Mesopotamien aus; aber eben dadurch lockte sie das Unheil herbei. Der römische Kaiser Aurelian zog gegen sie zu Felde und schlug sie bei Emesa (Höms); sie floh an den Euphrat, wurde aber eingeholt und nach Rom geführt, wo sie, der derben Sitte gemäß, in Ketten den Triumphzug des Kaisers verherrlichte — wenn die Römer erst einen fremden König gefangen hatten, dann machten sie ihm auch den Wechsel seines Schicksals deutlich, ausnehmend deutlich. Palmyra wurde vorläufig geschont, es bekam bloß eine römische Besatzung. Als aber der Kaiser den Rücken gekehrt hatte,

erhob ſich die Stadt; ſie wurde zum zweiten male beſiegt, erobert und zerſtört.

Eine ſolche Zerſtörung muß keine kleine Arbeit geweſen ſein. Das ſieht man an den gewaltigen Bruchſtücken, die dabei zu tage traten. Aber die Römer verſtanden das Zertrümmern wie das Bauen, und wenn ſie einmal dazu kommandirt waren, trieben ſie es con amore. Sie verwandelten die Stadt in eine Wüſte von Quadern. Aber ſie vernichteten in erſter Linie die Gebäude, welche dem menſchlichen Bedürfnis unmittelbar dienen, alſo Wohnungen, Läden, Märkte, Mauern. Der bloße Zierat wurde ökonomiſch bedeutungslos, wenn jene nicht mehr exiſtirten, ſie brauchten ſich nicht die Mühe zu geben, ihn umzuwerfen; denn mit Säulen und Prunkbogen allein konnten die übrig gebliebenen Palmyrener nichts anfangen. Nachher wurde die Stadt teilweiſe wieder aufgebaut, dann in der Zeit der Ommajaden und Abaſſiden zur Feſtung mit Kaſtell umgeſtaltet. Die alten Reſte wurden von den Sarazenen als Steinbrüche benutzt und zu Baſteien verbaut. Aber dieſelben Prunkbauten, welche den Römern der Mühe des Zerſtörens nicht wert ſchienen, waren den Arabern zu maſſiv; ſie beſtanden aus ſo gewaltigen Klötzen, daß die Araber ſich nicht an die Aufgabe wagten, ſie abzutragen.

Und ſo haben wir denn die Erſcheinung vor uns, daß vom alten Palmyra der Königin Zenobia gerade das erhalten iſt, was damals den höchſten Luxus der Architektur bezeichnete: Säulenſtraßen, Triumphbogen und das Gerüſt eines Koloſſaltempels, daneben noch kleinere Tempel- oder Theaterreſte. Außer dieſen ſind nur die Grabdenkmäler auffallend; was ſonſt vorhanden war, ragt nicht mehr

hoch aus dem Boden hervor, sondern ist nur im Grundriß zu verfolgen.

Von allem, was übrig ist, bestimmen die Säulenreihen am meisten die Physiognomie des Ruinenfeldes. Palmyra hatte lange Straßen, die Säulengänge bildeten. Zwei Säulenreihen schlossen die mittlere Straße ein, und hinter ihnen wölbten sich Bogen, auf deren Rückseite die Häuser standen. Die Häuser sind, wie gesagt, verschwunden, aber die Säulen stehen noch in stattlichen Reihen. Teils tragen sie noch Gebälk, teils ragen sie leer in die Luft; die längste der Zeilen war über einen Kilometer lang; jetzt ist die Reihe mehrfach unterbrochen, augenscheinlich hat ein Erdbeben vieles umgeworfen, was die Römer stehen ließen — man berichtet von einem solchen aus dem Jahre 1089 —, aber man kann noch weit ins Feld hinein die Reste der Haupt- und einiger Nebenstraßen sehen. Die Säulen sind bis sieben Meter hoch, und jede trägt in der Mitte eine Konsole; auf dieser hat dereinst das Standbild eines verdienten Bürgers seinen Platz gehabt; es ist längst zerstört, aber unter ihm steht noch die in den Pfeiler gemeißelte Inschrift, welche seinen Namen nennt und seine Thaten verzeichnet. Meist sind die Säulen sehr gut erhalten, ragen stolz und gerade in die Luft und wecken im Geiste ein königlich vornehmes Bild von der Pracht der alten Anlage.

Den Anfang der großen Straße bildet ein Portikus, hinter dem unverkennbar ein Markt- oder Schloßplatz gelegen hat. Zwischen kleineren Seitenbauten erhebt sich ein herrlicher, von Pfeilern getragener Rundbogen mit reicher Verzierung, straßenbreit und über zehn Meter hoch. Der Schlußstein des Bogens hat sich gesenkt und hängt nur noch halb in den einschließenden Keilquadern; er ist der

höchſte Punkt des Säulenfeldes, und der hängende Stein an dieſer Stelle liegt über dem Ganzen wie ein Sinnbild des Vergehens; es ſieht aus, als trauere das ſtolze Bauwerk über die Vernichtung ſeiner Genoſſen.

Dieſe Vernichtung ſchreitet fort, wenn auch langſam. Vergleicht man die älteren Bilder von Palmyra mit den neueren, ſo ſieht man, daß die Zahl der ſtehenden Trümmer von Jahrzehnt zu Jahrzehnt abnimmt. Das Material, meiſt weißlicher Kalkſtein aus dem naheliegenden Gebirge, widerſteht, ſo lange es nicht gewaltſam zerſchlagen wird, den Einwirkungen der Luft vortrefflich; die Säulen ſind gut erhalten, und nur in der Nähe des Bodens auf der Weſtſeite angefreſſen. Das iſt, wie ich glaube, eine Wirkung des Sandes, welchen der herrſchende Wind über den Boden hintreibt und der dabei die Steine allmählich anſchleift. Weniger aber vertragen die Werkſtücke den Vandalismus, dem ſie offenbar ausgeſetzt geweſen ſind, und wenn ſie einmal größere Beſchädigungen erlitten haben, dann verwittern ſie ſtark weiter. Der eben erwähnte Portikus ſteht in ſeinem oberen Teil ſcharfkantig und dauerhaft da; aber der unterſte Stein auf jeder Seite, etwa ein Meter hoch, iſt ſo zerſchlagen, daß nur noch ein Drittel ſeiner urſprünglichen Maſſe übrig bleibt, und dieſes Drittel iſt durch Verwitterung gerundet und geſpalten; wenn da nicht vorgeſorgt wird, dürfte der Bogen, das ſchönſte Stück des ganzen Ruinenfeldes, bald zuſammenſtürzen.

Die alte Stadt war rings von einem Gräberkranz umgeben, und zwar bauten die Palmyrener ihre Erbbegräbniſſe in Form von hohen Türmen aus kleineren Quadern, mit Kammern für die Sarkophage. Solche Türme ziehen ſich nach Südweſten zwei Kilometer weit durch das „Gräber-

thal," und dort sind sie wohl erhalten, sodaß man bei einzelnen noch die reiche Verzierung des Innern sieht. In der Nähe von Palmyra aber sind sie meist vollständig zerstört; denn die Steine, aus welchen sie zusammengesetzt sind, waren ihrer geringen Größe wegen den Sarazenen bequem, und diese haben sie oft bis auf den Boden abgetragen, um aus dem so gewonnenen Stoffe ihre Festungsbauten zu errichten. Es blieb nur ein Loch mit Schutt und einige Sarkophage; die waren zum Bauen nicht brauchbar, und den Bildnissen, welche an der Sargfront angebracht waren, schlug man aus Fanatismus die Köpfe ab. So liegen sie noch jetzt umher.

Der größeren muhammedanischen Bauwerke, die so entstanden, sind zwei. Das eine ist ein schwer zugängliches Kastell auf der Spitze eines benachbarten Berges; man sieht es stundenweit, wenn man aus der Wüste herankommt. Jetzt ist es verlassen und so verödet, daß man nur mit schwierigen Kletterkünsten ins Innere kommen kann — ein toter Wächter, der auf ein Leichenfeld hinabschaut. Das andere ist die Bastion des großen Sonnentempels; seine Erwähnung führt uns zu dem merkwürdigsten Überbleibsel der alten Zeit. Am östlichen Ende Palmyras stand ein Kolossaltempel des Sonnengottes Baal, ein ummauertes Viereck mit großem Säulenhof im Innern, in dessen Mitte sich der eigentliche Tempel erhob. In dem viereckigen Hofe liegt jetzt das ganze Araberdorf von fünfhundert Menschen, welches den alten semitischen Namen von Palmyra, Tadmur, bis auf den heutigen Tag behalten hat. Diese Thatsache allein giebt den besten Maßstab für die Größe des alten Baues und zugleich für das Verhältnis von einst und jetzt. Der Reisende, der nach Palmyra

kommt, dankt zunächſt dem Himmel, daß die Araberwirtſchaft ſo ganz in den Umfaſſungsmauern des Tempels ſteckt; man ſieht nichts von ihr, und ſie ſtört nicht die edle Einſamkeit des Trümmerfeldes. Dann aber geht er hin und ſucht aus den Reſten des Tempels zu erkennen, was die klaſſiſche Zeit errichtet und wie die mittelalterlichen Araber das Vorhandene zur Feſtung umgeſtaltet haben. Im kleinen Kriege der Kreuzfahrerzeit mußte man naturgemäß bald finden, daß die Steinmaſſen antiker Ruinen vortreffliche Deckung gewährten. Man verſtärkte ſie und verwandelte die größeren Akropolen- oder Tempelreſte in Feſtungen. So auch hier. Aus dem Rieſenportal des Sonnentempels machte man eine mächtige Baſtei. Sie ſteht noch jetzt, von zwei antiken Pfeilern flankirt, aber ſtark geriſſen; ein hohes Spitzbogenthor führt hinein, aber nicht in die Mitte, ſondern ſeitlich; das iſt ein oft gebrauchter Kunſtgriff, der den Zweck hat, den Eingang in die Feſtung ſchief zu machen, damit der Feind nicht hineinblicken kann. Die ſpäteren Generationen haben das Thor wieder zugemauert und nur eine kleine Thür übrig gelaſſen, damit kein Berittener eindringen könne. Geht man hindurch und beſchaut die Baſtei von der Rückſeite, ſo hat man das Innere des antiken Tempeleinganges vor ſich, hohe Wände mit Fenſtern, Baldachinen und Pilaſtern, ſchwarz verräuchert, aber vielfach noch mit gut erkennbaren Verzierungen; das Erhaltene genügt, um die ganze Großartigkeit der urſprünglichen Anlage erſchließen zu laſſen. So wie dort miſcht ſich in dem ganzen Komplex das Arabiſche aufs innigſte mit dem Antiken. Zwei Säulenreihen umſtanden den Hof; jetzt ſchauen die Säulen aus den Dächern der Araberhütten hervor. Die Cella des

Tempels nahm die Mitte ein; jetzt dient sie den Gläubigen als Moschee. Von den vier Umfassungsmauern des antiken Gebäudes blieb eine, die nördliche, stehen und zeigt noch heute den vornehm einfachen Stil der Erbauer; die Sarazenen aber machten Schießscharten hinein und sie richteten die drei anderen wieder auf, um das Festungsviereck wieder herzustellen. Aber sie arbeiteten weniger solid als die Palmyrener; die von ihnen reparirten Mauern stehen zum Teil bedenklich schief, und eine wartet nur auf ein kleines, ganz kleines Erdbeben, um ein Dutzend Häuser in Kuchenform zu quetschen. Kismet, das Schicksal will es, sagt der Araber, und läßt seine Wohnung ruhig unter dem dräuenden Überhang stehen.

15

Araberleben.

Nun laſſen wir das alte Palmyra und wenden uns zum modernen Tudmur; in raſchem Überblick beſchauen wir die Lebensweiſe der Grenzaraber gegen die Wüſte hin.

Wie ſchon einmal geſagt, die erſte Bedingung für das Entſtehen und Sichhalten eines Dorfes iſt eine Quelle, und zwar eine ſolche, die reichhaltig genug iſt, um nicht bloß Menſchen und Tiere, ſondern auch eine entſprechende Landfläche mit Waſſer zu verſorgen. Je mehr Waſſer vorhanden iſt, deſto mehr kann man bebauen. An dem nötigen Humus fehlt es nicht leicht; ſelbſt die „Wüſte" würde Frucht tragen, wenn es bis in den Mai und Juni regnete. In der Nähe ihrer Grenzen findet man oft einzelne kilometerlange Furchen, die mit dem Pfluge gezogen ſind; das ſind Probefurchen, von den Arabern gemacht, um zu unterſuchen, wie der Boden beſchaffen iſt; zeigt er Stellen, die geeignet ſcheinen, Feuchtigkeit zu halten, ſo wagt man eine Ausſaat an ihn und zieht eine dünne Ernte. In der klaſſiſchen Zeit, wo das Waſſerleitungsweſen gut entwickelt war, kann die bebaute Fläche weſentlich größer geweſen ſein als jetzt, und es iſt ſicher, daß

dem so war; denn die Bevölkerung war ja damals sehr viel dichter. Jetzt liegen die Äcker der Leute fast immer in kleiner Ausdehnung in unmittelbarster Nähe des Dorfes. Man sieht von weitem einige Pappeln, und wenn man näher heran kommt, kleine Felder, die sorgfältig mit Mauern eingehegt sind. Jedes Stück Land von zehn Meter Länge und Breite hat eigene Mauern, und der Übergang von einem zum andern geschieht nur durch eine unbequeme kleine Öffnung in der Wand, die zwei Fuß über dem Boden angebracht ist — Sicherheitsmaßregel gegen einbrechendes Vieh oder berittene Räuber. Man baut meist Weizen und Gerste, ferner eine Wicke mit rötlichen Früchten, die in Syrien sehr verbreitet ist. Das Korn steht übrigens dicht und schön in seiner Umhegung. Neben den Gärten finden sich künstlich geebnete Tennen, auf denen gedroschen wird. Man treibt zuerst, wie in Italien, Pferde hinüber, welche die Körner aus den Halmen treten. Dann fährt man über das Stroh mit Schlitten, in deren Unterfläche scharfkantige Feuersteine eingesetzt sind; diese zerschneiden das Stroh zu staubigem Häcksel, der als Futter für die Pferde dient.

Das zweite Erfordernis, welches ein Wohnplatz gewähren muß, ist Sicherheit, und zwar, wie die Verhältnisse jetzt liegen, in erster Linie Sicherheit gegen die raubenden Beduinen. Wenn man es haben kann, siedelt man sich deshalb in den festen Überbleibseln antiker Städte an. Und an denen ist kein Mangel. Nicht bloß in Palmyra, nein, bis über das Haurangebiet hinaus liegen zahllose verlassene Dörfer aus alter Zeit, teilweise mit gut erhaltenen Mauern, und in denen wohnen die Angesessenen der Neuzeit, Drusen sowohl wie Araber. Wo es an An-

tiken fehlt, da finden ſich wohl verfallene Karawanſeraien, die in beſſern Tagen von den Paſchas der Pforte gebaut wurden; auch ſie dienen jetzt als Feſtungen, in welche der Araber ſeine Hütten hineinklebt. Fehlt es ganz an derartigen, ſchon gebotenen Schutzmitteln, ſo bauen die Leute ſich ſelbſt Stadtmauern, wieder am liebſten aus antiken Steinen, wo es aber keine giebt, aus Lehm. Dieſelben ſind im letztern Fall elend genug; Europäer würden keiner Kanonen bedürfen, um ſie einzurennen, aber da der Beduine gegen den Angeſeſſenen nur den raſchen, flüchtigen Angriff zu Pferde kennt, genügen ſie; der Städtebewohner iſt perſönlich geſichert, wenn ſeine Mauer auch noch ſo ſchlecht iſt. Dem entſpricht es auch, daß ſeine Gärten geſchützt ſind, wenn er ſie mit Mäuerchen umzieht. Dem entſpricht ferner eine Einrichtung, die ſich bei den Angeſeſſenen findet, ſoweit die Beduinengefahr reicht: die Thüren werden klein und niedrig gemacht, ſodaß nur ein Mann auf einmal, und ſicherlich kein Berittener, hindurchkommen kann. Die Thür der Kirche von Bethlehem iſt nur vier Fuß hoch, und die Nebenthüren in der Mauer des Tempels von Tudmur ſind Löcher von 2½ Fuß Höhe, durch die man nur mit Mühe ſchlüpfen kann; ſo erzeugt die gleiche Gefahr den gleichen Stil der Verteidigung vom Süden bis zum Norden, bei Chriſten und bei Muhammedanern. Derſelbe hat ſich ſogar ins Innere der Häuſer übertragen; auch da ſieht man Gelaſſe, die nur durch niedrige Schlupflöcher miteinander in Verbindung ſtehen. Aber die Sicherheit, welche eine befeſtigte Wohnung gewährt, iſt doch nur relativ. Denn ſie erſtreckt ſich nicht auf das weidende Vieh, und das Vieh muß hinaus zum Weiden, weil die Mittel zur Stallfütterung nicht reichen.

Es geht sogar meistens recht weit hinaus; denn es besteht aus Schafen und Ziegen, die ihre Nahrung draußen in der Halbwüste, an Abhängen u. s. w. suchen müssen und nur abends zur Tränke heimkehren. Da kann also der Beduine seine Obmacht fühlen lassen, indem er die Herden, den wertvollsten Besitz des seßhaften Arabers, überfällt und wegtreibt. Er benutzt dies, um ihnen Steuern abzupressen. Die geplagten Araber der östlichen Grenze müssen alle Abgaben doppelt zahlen, einmal an die türkische Regierung, und dann zum zweitenmal dieselbe Summe an denjenigen Beduinenstamm, der sich die Herrschaft über das anstoßende Gebiet zuschreibt. Die Räuber haben für diesen Tribut einen hübschen Namen erfunden; sie nennen ihn Chubbe, die „Brüderschaft." Man sieht, selbst bei den Naturkindern kommt der Satz zur Geltung, daß ein guter Euphemismus seinen Wert hat, besonders auf dem Gebiete des Steuerwesens. Zahlt der seßhafte Araber seine „Brüderschaft," so schützt ihn der benachbarte Beduine, zahlt er sie nicht, so exequirt ihn dieser durch Viehstehlen. Billigerweise könnte jener verlangen, daß die Regierung, welche ihm den Zehnten abnimmt, ihn gegen die zweite Exekution schützte, aber hic haeret aqua, da steckt gerade der Haken. Doch ist in den letzten fünfzehn Jahren allerdings in den Bezirken östlich von Damaskus und Aleppo eine Besserung eingetreten; die Regierung hat ihre Besatzungen bis an den Rand der Wüste, z. B. nach Karyatên, vorgeschoben und unterhält eigene Maultierreiter, um die Beduinen zu verfolgen. Der Strich, auf dem die letztern ihre Herrschaft üben, ist dadurch eingeschränkt und weiter nach Osten verlegt worden.

Sehen wir nun, wie der Araber — ich meine immer

den ſeßhaften — unter dieſen Bedingungen lebt. Im Gebirge legt er, wie ich ſchon früher einmal ſagte, ſein Haus aus Steinen an, wenn er nicht direkt in einer Felſenhöhle logirt, und baut es höhlenartig, gewölbt und ſolid; wir ſind mehrfach über die Dächer geritten. Hier in der Ebene herrſcht der Lehmbau; alle Mauern aus ungebrannten Lehmziegeln, die Dächer aus geſtrichenem Lehm; oft liegt auf dieſen ein Stück einer kleinen antiken Säule, welches als Walze dient, um ſie nach dem Regen zu glätten. Wenn ich ſage „Lehm," ſo iſt das nur eine ungenaue Abkürzung; die Maſſe iſt nicht thonig, ſondern eine weißliche, mergelähnliche Erde, die man durch eingemiſchten Miſt etwas Konſiſtenz verleiht. Sie ſieht ſehr unſolid aus, mag auch dem Winterregen wohl ſchlecht widerſtehen, iſt aber leicht wiederherzuſtellen.

Dekorirt wird ſie auch, aber wie? Morgens früh, wenn wir aus unſerem Lager aufbrachen, erſchienen bei unſeren Pferden die Jungfrauen des Landes, ſchlank in blauen Gewändern; ſie trugen in den Händen blecherne Schüſſeln, und in den Schüſſeln holten ſie — nun, ſie holten, was unſere Pferde zurückließen. Nur wer früh aufſteht, findet das Glück daheim; diejenigen, die um fünf Uhr anlangten, kamen ſchon zu ſpät, ihre Genoſſinnen hatten bereits die begehrte Maſſe eingeheimſt. Dieſe kneteten ſie dann zu kleinen, runden Kuchen, ſtrichen dieſelben zärtlich glatt und klebten ſie — quatſch! — an die Wände ihrer Häuſer, eins neben dem andern in regelrechten Reihen, jedes mit einem eingedrückten Punkt in der Mitte. Das iſt die Wandverzierung und nachher das Brennmaterial der Leute.

Innerlich hat das Haus einen Hof, einen Wohnraum für die Frauen und ein größeres Zimmer für den Haus-

herrn, welches zugleich als Empfangssaal für Fremde dient. Mitten in dem letzteren steht die Feuerstätte, ein eisernes, längliches Gestell, selbst bei den Wohlhabenderen ohne Kamin, sodaß der beizende Rauch den Aufenthalt im Innern für uns unerträglich macht, wenn frisch angezündet ist. Dort wird dem Gaste Kaffee gekocht; der Wirt nimmt selbst die ungebrannten Bohnen aus dem Verließ und läßt sie auf metallener Schaufel vor den Augen der Besucher braun werden; dann zerschlägt er sie mit hölzernem Hammer und bereitet den Trank; wenigstens vier Täßchen bietet er an, und wenigstens drei muß man trinken, wenn man ihn nicht verletzen will. Glücklicherweise sind sie sehr klein und nur zum dritten Teil gefüllt; der Umstand, daß der Kaffee für jede Zubereitung frisch gebrannt wird, macht übrigens, daß er sehr aromatisch ist. Außer der Feuerstelle enthält das Gemach noch Wandnischen mit kleinem Gerät, bei den Reichen Matten und Teppiche, auch wohl eine bunte Kiste, in der alles mögliche von größerem Wert verwahrt wird.

Der Herd wird, außer für Kaffee, nicht oft in Anspruch genommen. Die regelmäßige Nahrung der Leute ist saure Milch und das arabische Fladenbrot aus Weizen in Form dünner Kuchen, die so lappig sind, daß man auf den Gedanken kommt, sich ein Paar Hosen daraus machen zu lassen. Nur bei festlichen Gelegenheiten, Beschneidungen, Hochzeiten, Hinrichtungen, Zuzug geehrter Gäste, wird ein Hammel geschlachtet.

Die Beleuchtung ist, soweit sie überhaupt gebraucht wird, bis tief ins Binnenland — Petroleum. Und hier ist es an der Zeit, der civilisatorischen Bedeutung der Petroleumkiste einige Worte zu widmen. Ein solche Kiste ist bekanntlich ein Holzkasten, in welchem zwei blecherne,

mit Petroleum gefüllte Schachteln ſtecken. Der Araber (oder die Genoſſenſchaft von Arabern), welcher ſie kauft, erhält demnach nicht bloß den Stoff, mit dem er ſein Lämpchen billig füllen kann, ſondern zugleich ſechs bearbeitete Holztafeln und zwei Blechkiſten; das ſind aber Dinge, die für den Wüſtenbewohner einen ganz erheblichen Wert haben. Denn Holz findet er ja in ſeinem Gebiete nicht, am wenigſten gehobeltes, und Blech eben ſo wenig. Beides iſt ihm ein Geſchenk für mannichfaltigſten Gebrauch. Die Holzkiſten ſind vor allem das bequemſte Transportbehältnis für größere Gegenſtände. Will er z. B. mit Weib und Kind ausziehen, ſo hängt er zwei von ihnen über einen Eſel, ſetzt ſeine Frau auf den Rücken des Tieres und je zwei von ſeinen Würmern in jede Kiſte; dann gehts vorwärts — man begegnet ſolchen Bildern bis hinab nach Jeruſalem und Jaffa. Die Blechkiſten aber dienen zunächſt als Eimer; als ſolche werden ſie ſchon in Konſtantinopel maſſenhaft verwandt, ſelbſt in europäiſchen Haushaltungen. (Wenn ſie nach einigem Gebrauch die letzten Spuren von Petroleumgeruch verloren haben, können ſie noch weiter avanciren: ich habe ſchon auf einem ländlichen Feſte mit geachteten Staatsbürgern Erdbeerbowle aus einem Petroleumblech getrunken.) Auf dem Lande ſind ſie die einzig vorkommenden Eimer; nur das Trinkwaſſer für die Menſchen wird nicht in ihnen verwahrt, ſondern in poröſen Thonkrügen, in denen es ſich durch Verdunſtung abkühlt. Im übrigen dienen ſie, zerſchlagen, zu allem, wozu man Blech gebrauchen kann, als Flickmaterial für Thüren, als Aſchenſchaufeln u. ſ. w.

Doch glaube ich bemerkt zu haben, daß es in der Nähe der großen Städte mehr als in weiterer Entfernung

von ihnen gebräuchlich ist, sich derartigen Abhubs für alle möglichen Zwecke zu bedienen. Am Rande der Wüste ist die nationale Überlieferung noch in Kraft, welche verlangt, daß der Mann, der etwas auf sich hält, gewisse, namentlich auf die Gastfreundschaft bezügliche Stücke von gutem Hausrat besitzt. Dazu gehört die Schaufel, auf welcher der Kaffee geröstet wird: sie ist löffelartig gerundet, mit meterlangem Stiel, von Kupfer und bei wohlhabenden Leuten mit Arabesken verziert. Ferner die Kaffeekanne von getriebener Arbeit, und vor allem das Hauptprunkstück angesehener Häuser, der Tisch von getriebenem Metall aus Damaskus, an dem die Gäste bei Schmausereien bewirtet werden.

Wenn die Zeit des Säens und Erntens kommt, mögen die Leute wohl viel auf dem Felde beschäftigt sein. Jetzt, wo die Halme grün sind, ist Faulheit die Haupteigenschaft arabischen Lebens. Die würdigen, bärtigen Männer sitzen umher, lungern umher, hocken umher; der Hirt hat ihre Schafe auf die Weide getrieben, ihr Getreide wächst von selber, sie haben vollauf Zeit, sich für uns zu interessiren, uns nachzubummeln, Nargileh zu rauchen oder einfach vor ihren Thüren umherzuliegen. Letzteres scheint die beliebteste Beschäftigung. Sie bitten sich wohl auch eine Cigarette von uns aus, betteln aber nicht; das widerwärtige „Bakschisch"-Geschrei ist wesentlich durch reisende Engländer eingeführt und findet sich nur da, wo diese viel verkehren, in der Nähe der Küste. Der Hirt selbst, wenn er abends heim kommt, streckt sich sofort an einen kühlen Ort und überläßt es den Frauen, das Vieh in die Ställe zu treiben, oft auch es zu tränken, nämlich dann, wenn das Wasser zu diesem Zweck erst geschöpft werden muß: das Wassertragen ist Frauenarbeit.

Doch ſieht man einzelne alte Herren, die eine kleine Ausnahme von der allgemeinen Trägheit machen. Aber ihre Beſchäftigung iſt nicht eben angreifend; ſie ſpinnen Wolle. Ihre Kunkel iſt die denkbar einfachſte, ein zwei Decimeter langes Holzſtäbchen von einem Centimeter Dicke; oben iſt es mit einem kleinen Loch durchbohrt, unten hat es vier quirlförmig geſtellte Arme. Der Faden wird unten um die Kunkel gewickelt, geht oben durch das Loch und verläuft dann einen Meter höher in den Bauſch von Naturwolle, den der Mann in der Hand hält. Langſam zupft er dieſe Wolle aus, dreht ſeine Kunkel, daß die Wolle ſich zwirnt, zieht das fertige Stückchen Faden durch, wickelt es auf und fängt wieder von vorn an. So liefert er ein rauhes, wenig gedrilltes Geſpinſt; ſeine Schafe ſind, wie die in der Bibel, weiße und ſchwarze; aus der einen Wolle macht er weiße, aus der andern ſchwarze Fäden, und aus dieſen webt man die ſchwarz und weiß geſtreiften arabiſchen Mäntel, welche im Lande Abajen heißen und die, eben ihrer Herkunft wegen, für Sonne und Regen gleich unverwüſtlich ſind. Spinnende Frauen habe ich nirgends geſehen.

Das Hausgeſpinſt bildet indeſſen die Ausnahme; die Regel iſt, daß damasceniſche Händler umherreiſen und die rohe Wolle ankaufen. Damit kommt baares Geld in die Hände der Leute, was wichtig iſt, namentlich wegen der Steuern.

Im übrigen iſt eine Hauptquelle ihres Gelderwerbs der Beſitz von Töchtern. Dieſe werden nämlich dem Bräutigam verkauft, und für die hübſche Tochter eines angeſehenen Vaters muß der Liebende erheblich zahlen. „Söhne geben Macht, Töchter Reichtum," ſagt das landläufige Sprichwort. Deshalb iſt es doppelt bedenklich für eine

Frau, kinderlos zu sein; sie repräsentirt dann ein unproduktives Kapital und wird gar leicht verstoßen, was ja im Gebiete des Islam ohne Schwierigkeit geschehen kann.

Damit käme ich auf die Frauen. Von denen weiß ich aber wenig zu sagen, weil es bekanntlich verboten ist, sich ihnen zu nähern und sich nach ihnen zu erkundigen. Man sieht bald, daß ihnen nicht bloß die leichte Hausarbeit, sondern auch manche gröbere Arbeit, wie Wasserholen und Kleinviehverpflegen, zufällt. Ferner, daß sie, je weiter man nach Osten kommt, desto weniger verhüllt und auch desto hübscher werden. Die abgeschmackte türkische Feradje, in der solch ein dickes, träges Weibsbild herumsitzt wie eine Kröte, die man in ein Cigarettenblatt gewickelt hat, fällt auf dem Lande hinter Damaskus sofort weg, bald auch der Schleier und in der Wüste auch die Schüchternheit; sie nehmen sich die Freiheit, einen anzusehen wie Menschen. Und dem entsprechend kommen auch schlanke Formen und leidliche, hie und da sogar schöne Gesichter zum Vorschein. Leider sind sie alle tättowirt; ein paar blaue Fleckchen an Kinn und Schläfen entstellen noch nicht sehr, wohl aber ein Kranz von blauen Zähnen, der rings um die Lippen geht und eine sehr beliebte Verunzierung bildet. Einige tragen auch Ohrringe in der Nase und zwar in der Regel unsymmetrisch; der Schmuck ist oben in den einen Nasenflügel eingehakt, und er sieht nicht wesentlich barbarischer aus als die Nasenringe, welche europäische Damen in den Ohren tragen. Silberne Arm- und Fingerringe sind sehr verbreitet, ebenso ein Kranz von dünnen Silbermünzen um den Hals; das Kleid ist ausnahmslos blau; darunter sieht man bei arbeitenden Frauen schon geblümten Kattun europäischen Ursprunges. Sie

ſtiehen den Fremden nicht, wie die Städterinnen, aber ſie lieben es doch auch nicht, wenn er bei ihnen ſtehen bleibt, und den Hausherrn nach ihrer Lebensweiſe zu fragen, iſt, wie jedermann weiß, eine grobe Beleidigung. Daher muß ich es bei dieſen Äußerlichkeiten bewenden laſſen.

Der Touriſt kommt nach Lage der Sache nur mit Arabern in Berührung, die europäiſche Beſucher und infolge deſſen auch europäiſche Erzeugniſſe kennen. Dieſelben halten ihn naturgemäß für etwas verrückt, verſuchen aber davon nur inſofern Nutzen zu ziehen, als ſie ihm Münzen und ähnliche Kleinigkeiten verkaufen. Was ſie da zuſammenſchleppen, das iſt ein unglaubliches Sammelſurium: meiſt altarabiſche Groſchen, oft mit kufiſchen Lettern, ſehr ſelten hebräiſche Sekel und altſyriſche Denare, viel Medaillen, Templermünzen und ähnlicher Schund bis in die neueſte Zeit hinab; einer bot mir kalt lächelnd einen ſchweizer Kreuzer aus dem Jahre 1857 als „antica“ an. Maximilianus II Bavariae dux, elector, ſpielt, der Himmel weiß woher, in ihren Sammlungen eine ziemliche Rolle; ich fand ſeine Halbguldenſtücke auch am Halſe ländlicher Schönen am Libanon. Im übrigen aber leuchtet ihnen die Brauchbarkeit und Überlegenheit unſerer Beſitztümer ſehr ein. Die Lungerer bethätigen ihre Achtung vor denſelben zunächſt dadurch, daß ſie das, was ihnen in die Hände fällt, vertrauensvoll ſtehlen; ſie denken: wir werden es ſchon irgendwie gebrauchen können. Die anſtändigen Leute ſehen aber auch mit einer Art von wehmütigem Neid auf unſere Sachen, ganz beſonders auf die Waffen, und ſie verſuchen, uns dieſelben abzuhandeln. Hawadſcha, ſagte ein Scheich, verkauf mir deine Flinte. Sieh, du kannſt dir in deiner Heimat alle Tage eine neue kaufen,

ich aber muß Jahre lang warten, oder muß ſieben Tagereiſen weit nach Beirut reiten, ehe mir ein Hinterlader in die Hände kommt. Alſo fordere, was du willſt, aber überlaß ſie mir. Der Mann hatte recht; er hatte uns gut geführt, alſo war ich geneigt, ſeinem Wunſche zu willfahren; nur frug ich: Kannſt du denn auch Patronen dazu bekommen? Da antwortete die ganze Zuhörerſchaft im Chor: Die holen wir in Damaskus! So wurde mein alter Lefaucheux ihm übergeben und iſt jetzt der Stolz ſeines Dorfes.

Dann aber kam ein neuer, mehr ſchnurriger Handel, welcher darthat, daß ſie auch in anderer Beziehung für die Vorteile der Kultur nicht unempfänglich ſind. Ich reiſe, ſei es im Vertrauen geſagt, im Süden nicht ohne eine große Schachtel des beſten Inſektenpulvers, aus naheliegenden, oder wenn man will, aus nahehüpfenden, nahekriechenden Gründen. Irgendwie hatte ſich die Sage von Gebrauch und Wirkung dieſes Stoffes verbreitet; der Scheich bat ſich eine Handvoll aus, erhielt ſie, verſuchte ſie und war höchſt befriedigt. Es zog ein Wohlbehagen über ſeine Seele; die anderen aber merkten es, fragten ihn aus, und er verriet das Geheimnis. Da kamen ſie in hellen Haufen und wollten Pulver erhandeln gegen die heimlichen Feinde. Ich aber mußte ihnen antworten: Kinder, gegen Millionen reichen meine Mittel nicht, geht nach Hauſe und thut, was ihr bisher gethan habt, kratzt euch. Sie waren des auch zufrieden und gingen.

16

Beduinenleben.

Wär' ich im Bann von Mekkas Thoren,
Wär' ich auf Yemens glühendem Sand,
Wär' ich am Sinai geboren —

ſo wäre ich nach europäiſchen Begriffen ein ziemlich feiger Lump und unterſchiede mich von meinen ſtädtiſchen Vettern u. a. dadurch, daß jene mit Flöhen behaftet wären, ich aber mit ungebührlich vielen Läuſen. Aber ich würde mir nichts daraus machen, würde mich und meine Welt nicht mit europäiſchen Augen anſchauen, ſondern mit meinen eigenen, würde meine Tapferkeit und meine Freiheit nicht an Körner und Waſhington, ſondern an meinen Nachbarn meſſen, und da wäre mein Leben ſchon frei und herrlich, ſo wie es dem hinter den Ladentiſch gebannten Dichter vorgeſchwebt hat.

Ich trüge mein langes Haar in dünnen Flechten ſtrahlig vom Kopfe ſtehend, und hätte — doch die Freiligrathſchen Conditionale werden auf die Dauer zu beſchwerlich; kehren wir zur einfachen Schilderung zurück und ſagen im ſchlichten Indikativ, was wir von den Nomaden der Wüſte wiſſen. Beduinen heißen bekanntlich

die meisten, und man nimmt wohl die Begriffe „Beduine“ und „Nomade im arabischen Gebiet“ als gleichbedeutend. Doch ist diese Verwechslung nicht ganz richtig; es giebt hier auch Nomaden, die nicht arabischer Abkunft sind, wir fanden z. B. in der Nähe von Bureidj einen großen Stamm von umherziehenden Turkomannen, die unter sich nicht arabisch, sondern türkisch sprachen, im übrigen aber ganz wie echte Beduinen lebten. Die große Mehrzahl der Wanderstämme sind aber wirkliche Beduinen, d. h. Nomaden arabischer Abkunft, und mit denen, und zwar mit den ungezähmten, beschäftigen wir uns jetzt.

Sie teilen sich in Stämme, d. h. Gruppen von zweihundert bis zu mehreren tausend Menschen, die unter Führung eines Scheichs stehen, und sie zählen ihre Stämme nach „Flinten,“ d. h. nach waffentragenden Männern. Die Scheichwürde ist erblicher Familienadel. Der Titel Scheich wird auch noch von notabeln Familienhäuptern in den Städten geführt, hat aber dort nicht viel mehr zu sagen, weil die türkische Obrigkeit praktisch die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten führt; in der Wüste aber bedeutet er wirkliche Herrschaft und Richterwürde. Jedoch in sehr verschiedenem Grade, je nach der persönlichen Befähigung des Trägers: die meisten Scheichs sind bloß primi inter pares und üben ihren patriarchalischen Einfluß mehr durch Überredung; einige aber erlangen solches Ansehen, daß sie diktatorisch befehlen.

Die Hauptbeschäftigung eines Beduinenstammes ist nicht immer dieselbe. Einige treiben wesentlich Jagd, der Stamm der Slebi z. B., der im Revier des mittlern Euphrat umherzieht, lebt nur von der Gazellenjagd, kleidet sich auch in Gazellenhäute. Andere beschäftigen sich in

der naſſen Jahreszeit mit Ackerbau, z. B. die Bewohner der früher erwähnten Oaſe Ruhbe; wenn die Sommerdürre kommt, gehen ſie mit ihren Herden auf die Wanderung. Wieder andere ſind vornehmlich Hirten; ſie ziehen Schafe, Ziegen und Kamele. Alle treiben etwas Pferdezucht und Pferdehandel, einzelne faſt ausſchließlich. Die Zahl der hochedlen Pferde, welche ſie beſitzen, iſt indeſſen nicht groß, oft gehört ein Tier von berühmter Abkunft mehreren Beſitzern. Alle treten ferner als Räuber auf, wenn ſich die Gelegenheit bietet, und einige Stämme leben nur von Raub.

Nach ihrer Beſchäftigung richtet ſich die Größe und Häufigkeit ihrer Streifzüge. Die Räuber legen die größten Strecken zurück; ihre Märſche reichen von Kurdiſtan bis nach Mekka, ſo weit es etwas zu holen giebt; ſie fangen zuweilen die heiligen Pilgerkarawanen unmittelbar vor dem Ziele ab. Die Jäger ſind mehr an kleinere Bezirke gebunden, wo ſie ihr bevorzugtes Wild finden. Ebenſo die Ackerbauer, welche ſich in der Nähe ihres Grundbeſitzes aufhalten müſſen, wenn ſie nicht genötigt ſein wollen, ihn alljährlich neu zu erkämpfen. Die Hirtenſtämme im Süden bleiben den Winter über ziemlich ruhig, weil ſie Futter genug auf kleinern Räumen finden; die im Norden müſſen ſich nach dem Schnee richten; im Sommer ziehen ſie alle weit umher, den Quellen nach. Im Spätfrühjahr ziehen ſich die meiſten Beduinen einmal in die Nähe der Städte, um dort durch Abordnungen ihre induſtriellen Bedürfniſſe, Keſſel, Decken, Herde, Mäntel u. ſ. w., einkaufen zu laſſen. Die Dörfer, bei denen ſie dann kampiren, litten bis in die letzten Jahre fürchterlich durch ihre Brandſchatzungen und Diebſtähle; jetzt ſoll das etwas beſſer

geworden sein, da die Maultierreiter der Regierung das Raubgelüst im Zaume halten. Man nimmt an, daß ein Beduinenstamm sein Lager jährlich etwa zehn bis zwanzig mal wechselt. Die Weiber sitzen beim Umzug auf Kamelen; die Kinder werden in Beutel gesteckt, aus denen bloß ihre Köpfe hervorschauen, und baumeln seitlich am Sattel.

Das Lager besteht aus schwärzlichen Zelten von Kamelhaargewebe. Jedes Zelt ist auf einer Seite offen — die Öffnung wird natürlich dem herrschenden Winde abgekehrt —, nicht rund, sondern in die Breite ausgedehnt, sodaß es mehrere Gelasse nebeneinander enthält. Das des Scheichs ist nicht höher, sondern breiter als die der gemeinen Beduinen. Die Hirtenstämme, welche wir sahen, führten im Frühlingslager ein höchst idyllisches Leben. Einige Hirten treiben in der Ferne das Vieh spazieren; die übrigen Männer haben nichts zu thun. Im Zelt des Scheichs steht die Kaffeekanne unausgesetzt am Feuer, und dort versammeln sich die Honoratioren zum Trunk, zum Rauchen und zum würdigen Gespräch, wobei sie auf Filzdecken, Matten und Teppichen sitzen. Nebenan vertreiben sich die Frauen, oft in eigenen kleinen Zelten, die Zeit mit genau derselben Beschäftigung.

Einige machten Butter: das abgezogene Fell eines kleinen Schafs, an dem man die Beine belassen hat, wird zum Schlauch hergerichtet; drei von den Beinen sind am Fußende zugenäht, das vierte ist offen, dient als Ein- und Ausflußöffnung. Diesen Schlauch gießt man voll Rahm, bindet das vierte Bein zu, legt ihn auf den Rücken, und dann setzt sich ein Weib zu ihm nieder und bearbeitet ihn mit Rippenstößen, von beiden Seiten, bis die fortwährende Erschütterung das Zusammenrinnen der Butterteile her-

beigeführt hat. Die Procedur dauert etwa eine Stunde, und der milchgefüllte Hammel fuchtelt dabei unter verzweifelten Krümmungen höchſt beweglich mit den Beinſtummeln in der Luft umher.

Im übrigen macht die Küche den Beduinenfrauen ebenſowenig Arbeit wie den ſeßhaften Araberinnen: Fladenbrot und Lebben (verdünnte ſaure Schafmilch) iſt die regelmäßige Nahrung aller, Kaffee und Tabak der nüchterne Luxus. Kommt ein Fremder, ſo wird er, wohlgemerkt, wenn ſie nicht in der Lage ſind, ihn vorher auszurauben, höflich zum Sitzen geladen und mit dieſen Luxusartikeln bewirtet. Sie baten ſich wohl auch aus Neugier meine Cigarre aus, thaten einige Züge daran, fanden ſie nicht ſchmackhaft, einer reichte ſie dem andern zu der gleichen Probe, und dann gaben ſie ſie mir unbefangen zurück zum Weiterrauchen. Sie ſelbſt „trinken“ nur Cigaretten oder perſiſchen Tabak, deſſen Dampf im Nargileh gewaſchen wird; deshalb iſt ihnen europäiſches Kraut zu ſchwer.

Gelegentlich ſahen wir ſie auch Fantaſia reiten. Sie ſitzen auf mit Flinte oder Lanze, verfolgen einander im geſtreckten Lauf, wobei die Waffe geſchwungen wird, machen Wendungen, galoppiren prachtvoll und — fallen herunter wie die Fliegen. Jeder preußiſche Huſarenwachtmeiſter würde ſein donnerndſtes Fluchregiſter ziehen, wenn ſeine Leute ſo purzeln wollten wie dieſe Wüſtenſöhne, „deren Heimat auf dem Rücken des Pferdes iſt.“ Der Fehler liegt aber nicht an ihnen, ſondern am Zeug: der Sattel beſteht nur aus einer Decke, die von einer erbärmlichen Schnur gehalten wird; macht das Tier einen Seitenſprung, ſo reißt die Schnur und der Reiter fliegt

ſamt ſeinem Sattel in hohem Bogen durch die Luft. Auf ungeſatteltem und ungezügeltem Pferde, welches ſie bloß an der Mähne lenkten, ſah ich einzelne höchſt achtbare Reiterſtückchen vollführen. Ihre nicht großen Tiere ſehen durchgängig gut und feurig aus; beſondern Wert legen ſie auf das Raſſenkennzeichen, welches darin beſteht, daß der Kopf des Pferdes oben mit unmerklicher Rundung in den Hals übergeht. Peitſche und Sporen ſind nicht nötig; das Tier geht raſchen Schritt, ſobald der Reiter ſitzt; es trabt nicht leicht; will man ſchnell vorwärts, ſo braucht man nur den rechten Arm, womöglich mit der Flinte, nach vorn auszuſtrecken, und augenblicklich ſpringt das Rößlein zum Galopp an; dann noch ein Schrei und ein Stoß mit den Abſätzen, und es geht in Karriere über.

So führen ſie ein frugales, aber bei ihrer Bedürfnisloſigkeit behäbiges Daſein, in dem allerdings einige unbequeme Monate vorkommen mögen; etwa der Januar, wenn ſie im Schnee kampiren müſſen, und die Spätſommerzeit, wo ſie das Waſſer mit Mühe zu ſuchen haben. Größere Unterbrechungen darin werden durch Raubzüge und Kriege hervorgebracht. Jeder Stamm, der ſich reſpektirt, veranſtaltet von Zeit zu Zeit einen größern Raubzug, oft auf weite Entfernungen hin, und der Ruf eines Scheichs hängt weſentlich vom Erfolg derartiger Unternehmungen ab, die er leitet. Sie plündern am liebſten Reiſende und Karawanen, weil die ſich nicht rächen können, aber auch andere Beduinen; an Druſen wagen ſie ſich nur, wenn ſie in großer Übermacht ſind, an Städte früher auch, aber neuerdings kaum mehr, weil deren Verteidigungsmittel zu ſehr zugenommen haben. Fehden und Kriege entſtehen hauptſächlich um Quellen. Es liegt in

der Natur der Sache, daß zahlreiche Menſchengruppen, die im Sommer auf ſehr beſchränkte Waſſergebiete angewieſen ſind, an dieſen einen Kampf ums Daſein führen müſſen. Und von Zeit zu Zeit wird die Nebenbuhlerſchaft ſo ſtark, daß ganze Stämme und Stammbündniſſe einer zweiten Genoſſenſchaft erklären: wir können nicht mehr mit einander in dieſem Bezirke beſtehen, alſo Krieg im großen. Dann treffen ſie ſich zur Feldſchlacht. Berittene zu Pferde und Kamel mit ungeheuer langen Lanzen bilden die Flügel, dazwiſchen ſteht das Fußvolk, welches außer einer kleinern Zahl von Kuhfußflinten noch die alten Waffen des Landes führt: Speere, Keulen von Holz mit zwei Fuß langem Stiel und hammerförmigem Kopf, ſowie Schleudern. Sie fechten, je nach der Waffe in Haufen geteilt, zwiſchen denen Gaſſen bleiben, und das Herkommen will, daß ſtets die Träger gleicher Waffen einander gegenüberſtehen. Im Hintertreffen aber gruppiren ſich die Frauen und Mädchen beider Parteien und dienen als — Feldmuſik; ſie ſtimmen das Zaghârît an, ein durchdringendes Gekräh in den höchſten Stimmlagen, welches die Männer im Vordergrunde zu kräftigen Hieben begeiſtert. Der Krieg in dieſer Form hat noch den Charakterzug, den ihm bei uns die Entwicklung der Schußwaffen zum großen Teil genommen hat: das Dreinſchlagen des Einzelnen giebt den Ausſchlag. Und darum iſt er anregender als der unſrige, relative Tapferkeit und Ritterlichkeit hat mehr Wert und findet höhere Anerkennung, Legenden von mutigen Thaten fliegen umher, getragen von Sängern, — ſelbſt im Europäer, der hier herumreitet, regt es ſich manchmal wie das Wildzeu mittelalterlicher Raufboldnatur, und er begreift, daß auch ein ſolcher Krieg und kleines

Gefecht seinen mächtigen Reiz haben muß. Selbstverständlich am meisten für den Sieger, dem der Preis bleibt: das Quellengebiet, das Vieh des Gegners, seine Zelte mit dem Hausrat, wenn die Niederlage gründlich war, und nachher die rühmende Erzählung am Winterfeuer.

Kleine Schlägereien sind fortwährend im Gange; es hält dem Menschen die Freude am Leben frisch, wenn er sich drum schlagen muß, nicht mit der elenden, zusammenpressenden socialen Not übervölkerter und geregelter Gesellschaften, sondern mit gleichgestellten, gleichberechtigten Gegnern. Hoch steht der Scheich, der seine Leute bei solchen Begegnissen klug und mutig zu führen weiß. Am höchsten, wenn er nachher die Beute großmütig verteilt. Denn Großmut und Gastlichkeit sind unter den Tugenden des Friedens die ersten. Berühmte Führer gehen so weit, daß sie für ihre Person gar keine Beute nehmen und ihr Hab und Gut rücksichtslos der Gastfreiheit opfern: bedürfen sie einmal des Geldes, so tragen ihre Untergebenen das nötige zusammen. In ihrem Hause steht der metallene Kesseltisch, von dem geschmaust wird, alltäglich offen, und seine Größe verkündet die Freigebigkeit ihrer Hand. Wetzstein erzählt von einem solchen Tisch, den ein Scheich in Damaskus bestellte und, als er fertig war, durch seine Leute abholen ließ. Der Zug der Diener aber fiel einer Räuberbande in die Hände. Diese plünderten alles aus; als sie aber die riesige Tischplatte sahen, da sprachen sie: Fern sei es von uns, eine Gastfreiheit zu stören, die in solchen Dimensionen geübt wird, und ließen die Diener mit dem Gerät weiter ziehen. Später wurde derselbe Scheich von einem Gegner in offener Feldschlacht geschlagen und sein Lager geplündert. Als aber die siegenden

Beduinen den Rieſentiſch zu ihrem Scheich ſchleppten, ſiehe, da ſprach auch dieſer: „Fern ſei es von mir, eine Gaſtfreiheit zu ſtören, die u. ſ. w., und er ſchickte das Möbel abermals achtungsvoll dem Beſitzer zurück. Er mag ſich wohl damit vorgekommen ſein wie der Mann, der in der Lotterie einen Elefanten gewonnen hatte. Im vulkaniſchen Gebirge beziehen die Beduinen auch die zahlreichen alten Steinhäuſer, die man da findet. Da gilt bei ihnen, wie bei den Druſen, das Herkommen: die Thür des wohlhabenden Mannes ſteht immer offen, damit jeder eintreten könne, der ſeinen Tiſch in Anſpruch nehmen will. Erſt wenn er ruinirt von dannen zieht, dann ſchließt er die Thür und legt einen Stein dahinter, zum Zeichen, daß jetzt in dieſem Hauſe das Einkehren zu Ende iſt. Man trifft verlaſſene Dörfer, deren ſämtliche Thüren durch dieſe würdige Symbolik die Trauer darthun, mit der ein zu grunde gegangener Stamm ihnen den Rücken kehrte.

Die Gaſtfreundſchaft iſt zugleich das Schutzrecht des vereinzelten Fremden, der mit den Beduinen zuſammenkommt. Wer glücklich in das Zelt eines Notabeln tritt und ſagt „ana dachilak, ich bin dein Schutzbefohlener," dem wird zu eſſen und zu trinken geboten, und von da ab iſt der Wirt verpflichtet, ihn zu ſchützen. Und zwar noch drei Tage und acht Stunden, nachdem er ſein Zelt verlaſſen; denn ſo lange bleibt nach beduiniſcher Phyſiologie das Genoſſene im Körper des Gaſtes, ſo lange iſt alſo dieſer noch wirklich Gaſt. Wenn die Räuber einen vereinzelten Menſchen plündern, ſo fragen ſie ihn, wo er zuletzt gegeſſen hat, und wenn er dann einen mächtigen Stamm nennt, ſo ſoll es öfter vorkommen, daß ihm die Spitzbuben ſeine Habe wiedergeben aus Furcht vor der Rache der Wirte.

Dies ist der „kleine Schutz," den jeder erwirbt, der bei den Leuten einkehrt. Für besondere Fälle aber sucht ein Beduine den „großen Schutz" des andern nach, der ein Wochen und Monate lang dauerndes Vertragsverhältnis darstellt. Das geschieht z. B., wenn ein Mann einen andern getötet hat und sich der Blutrache entziehen will, oder wenn ein Scheich im Namen seines Stammes Bündnis und Schutz bei dem Scheich eines andern sucht. Der Hilfe heischende nimmt seine Keffije (Kopftuch) ab, schlägt einen Knoten hinein und hält denselben dem Beschützer entgegen mit den Worten „ana dachilak." Will dieser des Gesuch gewähren, so nimmt er den Knoten an, öffnet ihn, reicht das Tuch dem Antragsteller zurück und spricht dazu: Sei gutes Muts. Dann ist der Vertrag geschlossen und verpflichtet den Wirt, die Interessen seines Klienten nach jeder Richtung wahrzunehmen. Findet der letztere den Gesuchten nicht zu Hause, so bindet er sich mit seinem Kopftuch an eine Zeltleine des Wirtes, und dieser löst ihn, wenn er ihn annehmen will. Ist jener nicht sicher über die Aufnahme, die er finden wird, so sucht er rasch in das Frauengemach des Wirtes einzudringen, wirft sich auf das Lager der Frauen, wickelt sich in ihre Decken und hält dann dem Hausherrn seinen Kopftuchknoten entgegen mit den Worten: Meine Ehre ist die Ehre deiner Frau; ich bin dein Schutzbefohlener. Der also angegangene kann fast nicht umhin, das „Sei gutes Muts" auszusprechen und das Verlangte zu gewähren.

Durch dieses Institut des Schutzrechts wird der Krieg aller gegen alle, den die Wüstenbewohner im übrigen führen, wesentlich gemildert. Die Blutrache macht ihn

gelegentlich wilder, beugt aber auch manchem vor; denn ihr zu Ehren hütet der Beduine ſich, einen Menſchen ohne dringende Nötigung zu töten.

Von religiöſen Rückſichten iſt bei ihnen wenig zu ſpüren. Von geoffenbarten Religionen erkennen ſie durchaus nichts an, ſind eben ſo wenig Muhammedaner wie Chriſten, nicht einmal Heiden in dem Sinne, daß dieſes Wort Götter- und Naturverehrer bezeichnet. Prieſter giebt es nicht. Bei manchen Stämmen ſoll nicht einmal Aberglaube vorhanden ſein. Doch findet man bei anderen einzelne Spuren von Glauben an geheimnisvolle Kräfte. Sie ſehen es z. B. nicht gern, wenn der europäiſche Gelehrte in ihrem Gebiet eine antike Inſchrift abklatſcht; denn derſelbe bannt durch ſeine Manipulation die Schätze, welche in dem alten Stein verwahrt ſind, daß wieder hundert Jahre lang niemand ſie holen kann. Und die Weiber verſuchen ſein zauberiſches Thun zu ſtören, indem ſie ſich bei ihm verſammeln und das Zagharit anſtimmen. Viele glauben an das böſe Auge. Die Ackerbauer unter ihnen ſcheinen das Bedürfnis, ihren Beſitz unter den Schutz einer geheiligten Überlieferung zu ſtellen, am ſtärkſten empfunden zu haben, und demgemäß haben ſie lokale religiöſe Züge entwickelt. In der Oaſe Ruhbe z. B. haben ſie einen Ortsheiligen, der „Scheich Serak“ heißt und jeden mit augenblicklichem Tode beſtraft, der ſich am fremder Saat vergreift. Wenn ſie im Frühſommer ihre Oaſe verlaſſen, ſpeichern ſie ihr Getreide auf und laſſen es unbeſchützt zurück, der Heilige übernimmt die Fürſorge. Die bloße Thatſache, daß die Leute noch heute an dieſen Scheich Serak und ſein unmittelbares Eingreifen glauben, zeigt, wie feſt dieſer Glaube ſeit Jahrhunderten gewurzelt haben

muß; denn er würde offenbar sofort zusammenstürzen, wenn sich nur einmal drei unnütze Burschen fänden, die den Mut hätten, vor der Nase des unsichtbaren Scheichs ein paar Arme voll Gerste zu stehlen. Genauere Studien über religiös-abergläubische Vorstellungen der Beduinen würden wahrscheinlich noch manche interessante und für die Religionsgeschichte bedeutsame Einzelheit zu Tage fördern. Ein letzter Zug, den wir erwähnen wollen, deutet auf einen wenn auch unbestimmten Glauben an Zusammenhang der Lebenden mit den Toten. Man findet die Gräber der Beduinen in der Wüste verstreut, kenntlich an flachen Ellipsen von zusammengetragenen Steinen, oft mehrere in einem Ringe vereinigt. Aber eine Art von Begräbnisstellen giebt es, die von allen bevorzugt wird; das sind die Gipfel hoher Berge. Dorthin trägt man die Leichen großer Scheichs und tapferer Helden, bei Nacht und mit Mühe, auf die Kraterränder der erloschenen Vulkane, auf die höchsten einsamen Felsenspitzen. Da legt man sie nieder, „damit sie herabsehen auf ihre Kinder," und sie selbst, wenn sie am Tode liegen, haben oft keinen anderen letzten Willen als den, dort oben eingesenkt zu werden, wo die Frühsonne ihr Grab bestrahlt und wo sie niederschauen können auf das Ergehen ihres Stammes.

Und das ist noch ein Stück echter und gerechter Wüstenpoesie, diese Heldengräber auf den verlassenen Gipfeln und die todüberdauernde Liebe zum Stamm, die aus ihnen herausschaut. Es fällt von ihrem Glanz ein Schimmer auf das ganze Beduinenleben. Ja, mögen sie Ungeziefer haben, sie merken es ja nicht; mögen sie frieren im Winter und dürsten im Sommer, sie kennen es ja nicht anders; mögen sie zu Hunderten vor fünfzig türkisch-kurdischen

Reitern davonlaufen, ſie ſind ja gewohnt, den Mut und den Ruhm nur an anderen zu meſſen, die deſſen noch weniger haben; in ihrem Sinne bleibt es doch ein königlich ſchönes Leben, wild und ſpannend, mit ſeinen kriegeriſchen Abenteuern, unbeengt vom Zwang der Städte, begrenzt nur durch den Rand der Wildnis, aber innerhalb der Wildnis ſo frei wie dieſe. Ich begreife es vollſtändig, daß ſie ſich mit allen Kräften ſträuben, wenn die Städtebewohner verſuchen, ſie unter das Joch der ehrbaren, ſteuerzahlenden, predigthörenden Seßhaftigkeit zu zwingen; wer den Reiz dieſes Nomadenlebens gekoſtet hat, der kann nicht von ihm laſſen, und ich glaube, wenn einmal die europäiſche Kultur auch dieſe Landſtriche in ihren Bereich zieht, dann werden die letzten Beduinen es machen wie ihre Vettern, die roten Indianer, ſich wehrend untergehen oder am Heimweh ſterben — am Heimweh nach der Freiheit und nach dem ſonnenbeglänzten, weitſchauenden Grab in der Wüſte.

17

Von Palmyra nach Baalbeck.

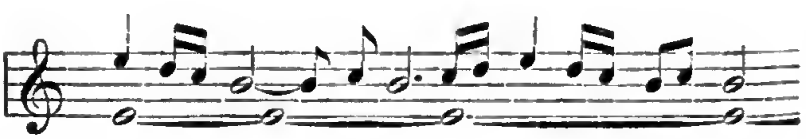
30. April

Vorwärts, rückwärts, vorwärts, rückwärts, hier geht es hin, da geht es hin, vorwärts, rückwärts, vorwärts, rückwärts, eintönig, langweilig, endlos, vorwärts, rückwärts über Gras, über Steine, über Berg und Thal, vorwärts, rückwärts — das iſt Kamelspaß. Ich bin auf dem Heimwege durch die Steppe, aber mehr nordwärts, nach Höms zu, wo es kein Waſſer giebt, und habe das edle Wüſtenſchiff beſtiegen. Es ſitzt ſich ganz bequem da oben, ſo lange das Tier nicht aus dem Schritt kommt, man muß ſich nur erſt an die Höhe des Platzes gewöhnen. Die Reitkamele ſind leichter und ſchlanker gebaut als die Laſttiere, ſehen womöglich noch ſchäbiger aus als dieſe, und gehen einen langen, gut fördernden Schritt, wobei der Reiter ſanft nach vorn und hinten geſchaukelt wird. Die Bewegung iſt ſehr regelmäßig und deshalb wenig angreifend, aber das ewige Vor- und Rückwärtsſchwanken iſt auch verzweifelt eintönig, und man ſehnt ſich vergeblich nach der Abwechslung eines Trabes oder Galopps. Der

Kamelstrab hat für den Ungeübten seine Bedenken, er ist furchtbar holprig; es giebt zwar einen ganzen Beduinenstamm, die Beni-Agele, welcher stets Trab reitet, und es sieht ganz imposant aus, wenn solch ein Gänsemarsch von fünfzig Kamelen mit weitausgreifenden Laufschritten vorübersaust: aber das muß man jung gelernt haben; der Ungeübte thut besser, sich des türkischen Sprichwortes zu erinnern: „Wer vom Pferde fällt, braucht Pflege, wer vom Kamel fällt, braucht die Schaufel." Der Nicht-Agele reitet in der Regel Schritt. Der Gänsemarsch ist bei allen Kamelen obligat. Bei Lastkarawanen reitet der Führer auf einem Eselchen voran; am Riemenzeug des Esels ist das erste Kamel befestigt, an diesem das zweite und so fort bis zum hundertfünfzigsten und zweitausendsten. Das letzte trägt eine große Glocke, so lange die klingt, ist alles in Ordnung. Reißt aber irgendwo ein Strick, so bleibt das dadurch befreite Kamel sofort stehen und mit ihm alle seine Hintermänner; die Glocke tönt nicht mehr, der Führer sieht sich um, hält sein Eselein an und bessert den Schaden aus. Die Reitkamele sind darauf dressirt, ihrem Vordermann ohne weiteres zu folgen; der Führer lenkt und treibt das erste, wir brauchen nicht auf den Zügel zu achten und haben vollauf Zeit, uns zu langweilen, die Lage zu genießen und zu verdauen.

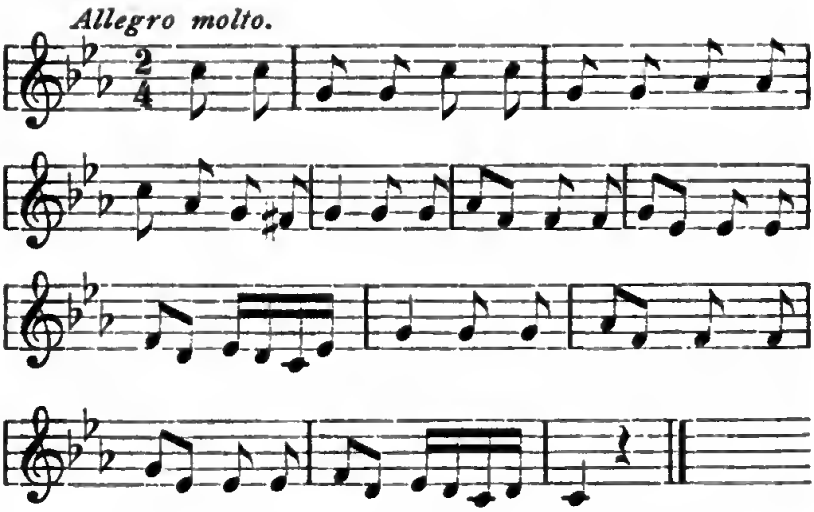
Daß ein Kamel wirklich ein „Kamel" ist, das weiß man nun schon in Europa, so weit man Brehm gelesen hat. Hier sind die Tiere wenigstens nicht boshaft, wie im westlichen Nordafrika, wo man sich vor ihren Angriffen sorgfältig in Acht zu nehmen hat. Sie stoßen nur ein mißtöniges Gebrüll aus, wenn sie beladen werden, leisten aber nur ausnahmsweise Widerstand und machen für ge-

wöhnlich keine Verſuche, Menſchen umzurennen. Dafür ſind ſie aber noch häßlicher als die kleinaſiatiſchen und afrikaniſchen Kamele, dazu eben geſchoren, alſo ganz kahl, mit elefantenähnlicher Schwarte; viele ſind auch mit Petroleum eingeſchmiert und glänzen dann höchſt appetitlich. Das unmenſchlich dumme Kamelsgeſicht mit der peſſimiſtiſch hängenden Unterlippe tritt bei dem Haarmangel ſo recht hervor, der Leib liegt zwiſchen den Stelzbeinen, wie ein übel geformtes Faß, und der Hals ſitzt vor den Schultern, als wäre er einige Zoll zu tief eingeſchroben. Schön ſind ſie nicht, tragen auch nicht ſehr viel, höchſtens 150 Kilogramm, aber ſie halten fünf Tage ohne Waſſer aus, freſſen Spazierſtöcke, trinken Sprengöl und befinden ſich wohl dabei, das entſchuldigt alles. Sie ſind auch muſikaliſch; was wir in unſerer Jugend im kleinen Raff geleſen haben, das iſt ausnahmsweiſe wahr; ich habe hier wirklich einen Kameltreiber geſehen, der ſeinen Tieren — oder ſich ſelber, was ungefähr das gleiche bedeutet — auf zwei Flöten etwas vordudelte. Auf zwei Flöten, das iſt wörtlich zu nehmen; man erfährt hier noch, was duabus tibiis cantare bei den Alten hieß. Der Mann hat zwei kurze Rohrpfeifen im Munde; die eine hält er bloß, während er hineinbläſt, ſie giebt kontinuirlich einen Grundton an; die andere Flöte hat Löcher und wird mit den Fingern der rechten Hand geſpielt, ſie modulirt zu dem Orgelpunkt der erſten eine Kadenz von wenigen Tönen, die mit geringen Abwechslungen immer wiederkehren; etwa ſo:



Das klingt in seiner Eintönigkeit unendlich melancholisch, von weitem hört es sich an wie die Klage eines in der Wüste verirrten Geistes, aber ich glaube, es ist durchaus nicht melancholisch gemeint, sondern hat für arabische Ohren eine lustige Intention; Mann und Kamel marschiren dabei munter vorwärts, und die Zipfelmütze, welche der Araber auf den Höcker seines Tieres setzt, wedelt vergnüglich im Takte des Schrittes auf und nieder.

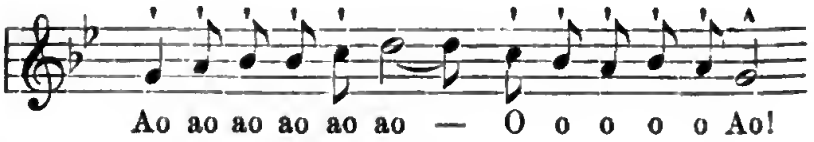
Da ich einmal von der Musik spreche, mögen einige freilich sehr unvollständige Bemerkungen über dieselbe am Platze sein. Die vielen und verwickelten Tongeschlechter, welche in der altarabischen Musiklitteratur auftreten, scheinen aus der syrischen Volksmusik ziemlich vollständig verschwunden zu sein. Was ich auf dem Lande singen und flöten hörte, war ausschließlich Moll, ebenso alles, was meine Begleiter, Syrier und Kurden, sangen. Viel wird nicht gesungen; der einsame Hirt flötet sich einen Strämel oder eine Dauermelodie, wie man es nennen will, der Wanderer, der im Halbdunkel an verdächtigen Wohnungen vorüberzieht, stimmt einen Gesang an, dessen Text direkt an die Umgebung gerichtet ist und bedeutet: „Wir sind Freunde, ich bin euer Freund, ein armer Mann, ihr braucht euch nicht um mich zu kümmern," kleine Gesellschaften vergnügen sich abends mit Liedern und Tänzen. Der Gesang klang fast immer weich melancholisch, dem oben mitgeteilten Beispiel im Charakter ähnlich, die Flöte ganz und gar so. Von wirklich kräftigen, feurigen Melodieen ist mir nur eine vorgekommen, die von Jerusalem bis Damaskus gesungen wird; das ist das Lied Besta hinde:



Die Worte dazu lauten anfangs wie die Reklame eines Modewarengeſchäfts: „Indiſche Shawls und ſeidene Tücher, feuerrote Hoſen und feine Mouſſeline“ u. ſ. w., aber der Schlußſatz erklärt, woher der Schwung der Melodie kommt, er ſagt nämlich: „Das alles werde ich dir ſchenken, Mädchen, wenn du mir dein Herz und deine Thür öffneſt.“

Das übrige, was ich außerhalb ſtädtiſcher Vergnügungslokale gehört habe, iſt alles unter der Rubrik „melancholiſches Gedudel“ unterzubringen.

Selbſt die Schwertlieder der Kurden ſind in ähnlichem Stil gehalten. Wenn ein ſolcher Mann beginnt:



ſo klingt das, als wäre ihm ungemein übel, und man fühlt ſich faſt gedrungen, ihm bei der erwarteten Exploſion

menſchenfreundlicherweiſe den Kopf zu halten; die Laute ſind aber freudige Ausrufe der Bewunderung, welche ſeinem guten Säbel oder ſeiner trefflichen Flinte gelten — denn nichts anderes als ſeine Waffen beſingt der Kurde, insbeſondere läßt er ſich nicht darauf ein, das ewig Weibliche in Liedern zu verherrlichen.

Verwickelter iſt das, was in den öffentlichen Gärten von Damaskus von gedungenen Muſikbanden für den Ohrenkitzel geleiſtet wird. Da ſitzen fünf bis ſechs dicke Herren auf ihren hervorquellenden Schenkeln; einer, der Chef, führt die Geige, zwei oder drei die Laute, zwei das Tambourin und die Topfpauke, einen Thontopf ohne Boden, über den ein Fell geſpannt iſt. Sie arbeiten mächtig mit den Fingern auf ihren Inſtrumenten und ſingen dazu, alle fünf, mit ohrenzerreißender Stimme; es iſt ein höchſt fremdartiges Getöne, aber es fehlen mir hier die Mittel, ſeinen muſikaliſchen Inhalt dem Leſer vorzuführen. Nur ſo viel ſei geſagt, daß da noch arabiſche Tonarten vorkommen, und manchmal auch begleitende Noten, die außerhalb aller Tonart zu liegen ſcheinen. Der rein muſikaliſche Genuß des Zuhörers iſt ungefähr dem zu vergleichen, den man erlebt, wenn man eine Meſſerklinge durch die Zähne zieht.

Aber es wird Zeit, daß ich meine Bemerkungen und Erinnerungen unterbreche; denn wir nähern uns dem Ziel. Drei Tage ſind wir nun geſchaukelt, vorwärts, rückwärts, immer im gleichen Tempo, und das wird auf die Dauer ſelbſt einem Kamel langweilig, zumal wenn es merkt, daß es ſich dem Waſſer nähert. Die Beſtien fangen an zu traben; alle Hagel, wie das ſtößt und ſchwankt! Jetzt heißt es, ſich an die Sattelknöpfe anſtemmen, um

nicht hinabzufliegen. Der Führer selbst kann sein Vieh nicht mehr halten, und nun gehts los, halb Paß, halb Trab, daß der ganze Mensch zusammengerüttelt wird, wie lange noch und wohin, das wissen Gott und das Kamel. Endlich, nach einer Stunde, sind wir am Ziel und steigen ab. Soll ich dir, verehrter Leser, meine vorwiegendste Empfindung schildern? Man sagt, wenn der russische Bauer krank ist oder einen Schmerz hat, so spricht er: „Herz thut mir weh," ganz einerlei, wo das Leiden seinen Sitz hat. Nun wohl, ich habe drei Tage auf demselben alten Kamelsattel gesessen und eine Stelle desselben mit meiner Person nahe durchgescheuert. Alle Reibung aber ist gegenseitig, man nennt das in der Naturwissenschaft die Gleichheit von Aktion und Reaktion; reibe ich den Sattel, so reibt der Sattel auch mich, und zwar an der Berührungsfläche; dazu der stoßende Trab — „Herz thut mir weh," und zwar erheblich.

18

Baalbeck.

2. Mai.

Es koſtet mir (und auch meinen Gefährten) täglich größere Mühe, mich auf das Datum zu beſinnen; wir würden längſt nichts mehr davon wiſſen, wenn nicht der Abfahrtstermin des Dampfers dräuend vor uns ſtünde, der uns den Zwang auferlegt, über den Verlauf der Tage unterrichtet zu bleiben. Ja, eine gewiſſe Verbummlung reißt beim Touriſten in dieſen Ländern raſch ein, einfach, weil wir in ähnlichen Verhältniſſen leben, wie die Bewohner derſelben. Was kümmert es uns, ob die Uhren richtig gehen? Haben wir doch täglich unſere Strecke abzureiten, deren Anfang und Ende unabänderlich durch die Quellen und Dörfer beſtimmt ſind, einerlei, um welche Zeit wir hinkommen. Oder wir haben zu ruhen und zu ſchauen, und kein Eiſenbahnfahrplan beſchränkt uns in der Ausdehnung dieſer Thätigkeit. Man merkt hier, wie innig die energiſche Zeitausnutzung des Europäers mit der Vervollkommnung ſeiner Verkehrsmittel zuſammenhängt; die letztere iſt nicht bloß eine

Folge der erſtern, ſondern ſie bedingt und ſteigert ſie ihrerſeits wieder; wo die Wege zum ſchnellen Verkehr fehlen, da kommt auch uns die Pünktlichkeit allmählich abhanden.

Wir nähern uns dem Ende der Reiſe. Wir ſind durch das nördliche Ende des Antilibanon geritten und ſtehen mitten in Cöleſyrien, dem fruchtbaren Thale, welches zwiſchen Antilibanon und Libanon eingeſenkt iſt. Es hat hier etwa zwei Meilen Breite, zwei Flüßchen ziehen der Länge nach hindurch, der Orontes von Baalbeck nach Norden, der Leontes von ebenda nach Süden; es iſt gut bebaut und ſieht friſch grün aus. Zu beiden Seiten ragen die einſchließenden Bergketten, grau, an der Spitze beſchneit; kleine Thälchen ſchneiden hinein und würden ſehr hübſche Landſchaften bilden, wenn die Bergabhänge bewaldet wären — leider fehlt das. Die Lehrbücher ſagen zwar: „Der Antilibanon iſt kahl, der Libanon bewaldet," aber die Angabe muß aus der Überlieferung ſtammen. So weit hier der Blick reicht, iſt auf dem Libanon ebenſowenig eine Spur von Wald zu entdecken, wie auf ſeinem Gegenüber. Nur die Kultur geht an jenem ein wenig höher hinauf, oberhalb der Ackerbaugrenze ſind beide gleich kahl. Die berühmten Cedern liegen auf der Weſtſeite des Libanon, als kleine Gruppen von zuſammen etwa 350 alten Bäumen; Ruſtem Paſcha hat ſie mit Mäuerchen umgeben, um ſie vor weiterer Zerſtörung zu ſchützen. Einen Wald kann man ſie alſo nicht nennen. Wenn man wirklich Cedern ſehen will, muß man in den Taurus gehen; da bilden ſie noch Wälder von Quadratmeilengröße. Aber die „Cedern des Libanon" haben einmal den Ruhm, weil wir alle in unſerer Kindheit von ihnen

geleſen und dabei gedacht haben, eine Ceder müſſe etwas ganz Beſonderes ſein. Das merkwürdigſte an den Libanoncedern iſt wohl, daß ſie überhaupt noch exiſtiren; wir können uns nicht recht erklären, wie es zugeht, daß die waldvertilgenden Orientalen gerade dieſe Hand voll Bäume übrig gelaſſen haben, während ſie doch ſonſt alles ausrotten, was den Namen Holz trägt. Vielleicht hat das Intereſſe, welches die reiſenden Abendländer den Cedern ſchon ſeit langer Zeit widmen, zu ihrer Erhaltung beigetragen, da es den Einwohnern der benachbarten Dörfer klar machte, ſo lange die Bäume leben, ſei Geld von den Touriſten zu verdienen. Vielleicht haben auch die Leute wirklich ein wenig Pietät für die alten Stämme beſeſſen da ja der Ruhm der Cedern zugleich mit dem des Königs Salomo in die arabiſche Legende übergegangen iſt. Die jetzt noch vorhandenen Exemplare ſind teilweiſe ſehr alt, wie alt, weiß man nicht; es iſt aber kaum anzunehmen, daß ſie in die Zeit Chriſti zurückreichen; dafür wächſt das Holz zu ſchnell und iſt zu weich.

Doch kehren wir auf die Oſtſeite des Libanon zurück. Da liegt mitten in Cöleſyrien einer der merkwürdigſten von all den Punkten, an welchen uns Spuren antiker Thätigkeit aufbewahrt ſind, das phöniziſche Baalbeck, das griechiſch-römiſche Heliopolis. Beide Namen bedeuten dasſelbe; der Baal im Worte Baalbeck iſt der Sonnengott, den jedes europäiſche Kind aus der Geſchichte des Elias kennt und den die Griechen Helios nannten; der Ort war eine Kultusſtätte des Sonnengottes, urſprünglich wohl eine uralte Anlage des phöniziſchen Heidentums, ſpäter von den Römern umgebaut und ausgeſchmückt. Antoninus Pius ſoll daſelbſt einen großen Tempel, ein

„Weltwunder" errichtet haben. Ob derselbe je fertig geworden ist, muß nach den vorhandenen Spuren bezweifelt werden. Später hat Theodosius der Große den heidnischen Tempel in eine christliche Kirche verwandelt; dann sind Erdbeben gekommen, die Araber haben sich angesiedelt und die vorhandenen Reste in Festungsform gebracht; Zeit und Menschen haben die ursprünglichen Bauten verwüstet und verändert, aber was übrig ist, genügt noch immer, um das Staunen der gegenwärtigen Menschheit hervorzurufen.

Es stehen noch 1) die unteren Teile der alten Umfassungsmauer einer Akropolis; aus dieser erkennt man den Umriß der Anlage, welche zugleich Burg und Heiligtum war. Sie bildete ein großes Quadrat, an einer Seite desselben war in der Mitte ein kleineres Quadrat diagonal angelegt; an die gegenüberliegende Seite schloß sich ein größeres planirtes Viereck. Auf diesem stand der Riesentempel des Antoninus Pius, und von dem sind 2) sechs Peristylsäulen mit einem Teil des Gebälks aufrecht erhalten; 3) stehen nebenan die Wände eines kleinern Tempels, 4) eine arabische Bastion und 5) Umfassungsmauern, die auf den unter 1 genannten Fundamenten errichtet sind, teils noch in der ursprünglichen Form, zum größern Teil aber von den Arabern zur Festung umgebaut. Zwischen und neben den stehenden Teilen liegen Trümmer aller Art umher, andere kleinere Reste finden sich in der Umgebung.

Was nun immer wieder die Be- und Verwunderung des Beschauers hervorruft, das ist die kolossale Massenhaftigkeit der Ausführung, welche in der Akropolis und in dem großen Tempel hervortritt. Das verdiente für-

wahr ein Weltwunder genannt zu werden. Der kleinſte Stein, der über dem Boden ſichtbar wird, hat ſeine zwei Kubikmeter Inhalt, die meiſten ſind größer. Die Fundamentgewölbe freilich ſind aus mäßigen Quadern gebaut, und die Araber haben dieſe kleinern Werkſtücke vielfach herausgeholt und für ihre Oberbauten verwendet; aber wo das Antike noch am Platze ſteht, da ſieht es aus, als hätte der Baumeiſter ſich geſchämt, Steine von weniger als zwei Kubikmeter über der Erde ſichtbar werden zu laſſen. Die ſechs Säulen des großen Tempels ſind neunzehn Meter hoch und über zwei Meter dick; ſie beſtehen aus je drei Stücken, von denen alſo jedes über ſechs Meter lang und zwei Meter dick iſt; ſie ſind ſo ſauber und ſcharf gefügt, als wäre es ein Kinderſpiel, dieſe Maſſen zu heben. Dutzende von Säulentrommeln der gleichen Größe liegen umher, vermutlich von Erdbeben zu Falle gebracht. Alles, was man erſchaut, hat dieſe gediegene Rieſenhaftigkeit.

Der Steinbruch, aus dem die Alten ihr Material bezogen, liegt ganz in der Nähe, nur einen halben Kilometer weit; man ſieht da, daß der Kalkſtein in dicken, feſten Schichtungstafeln in der Erde liegt, welche es leicht machten, große und geſunde Bruchſtücke zu gewinnen. Und dieſe Gelegenheit iſt nach Gebühr ausgenutzt worden; der Stil der Baalbecker Bauten geht überall ins Große, ſelbſt an einem kleinen Tempelchen, welches pavillonartig in einiger Entfernung von der Akropolis ſteht, ſind ſo gewaltige Blöcke verwendet: das ganze Portal beſteht aus zwei Steinen von vielleicht zwanzig Fuß Höhe und ſechs Fuß Dicke. Die Zierlichkeit der Form, welche der kleine Bau verlangte, erreichte man nicht dadurch, daß man ihn aus kleinern Stücken zuſammenſetzte, ſondern dadurch, daß

man die architektonischen Linien in den massiven Stein hineinhieb.

Die alten Meister müssen eine sehr ausgebildete Maschinerie besessen haben, um solche Werkstücke bewältigen zu können; kein Moderner würde eine der hiesigen Säulen ohne Krahnen ersten Ranges wieder aufrichten wollen. Aber alles, was die Erbauer des Tempels in der Handhabung großer Massen geleistet haben, wird in den Schatten gestellt durch die Umfassungsmauer. Geht man um diese herum, so sieht man, daß an der Nordecke der westlichen Mauer drei Steine eingefügt sind, die 19,52 Meter, 19,43 Meter und 19,21 Meter lang, 4½ Meter hoch und vermutlich ebenso dick sind. (Im Steinbruch liegt noch ein vierter, beinahe fertig ausgehauener Stein, der 21 Meter lang, 4⅓ Meter hoch und 4 Meter breit ist.) 19 Meter, das sind 60 Fuß, die Höhe und Dicke eines ganzen Dorfkirchturms, so groß ist ein einziger Block, und diese ungeheuern Klötze liegen 15 Fuß über dem Boden, glatt und sauber in die Mauer eingefügt!

Wenn man die Ecke umschreitet, so findet man auf der Nordseite des Bauwerkes eine vorgeschobene Außenmauer, die nahe 300 Fuß lang, 10 Fuß dick und ebenso hoch ist. Diese Mauer besteht aus neun neben einander liegenden Steinen, weiter nichts; jeder ist über 30 Fuß lang und nimmt die ganze Dicke und Höhe der Mauer ein. Das ist freilich ein Wall gewesen, den niemand einrennen konnte; er bildete anscheinend die Contreescarpe eines Festungsgrabens. Man fragt sich staunend, welches Riesengeschlecht diese Massen gehoben und gefügt hat, und mit welchen Mitteln.

Die erstgenannten drei Steine sehen ungefähr so alt

aus, wie die ganze antike Umfassungsmauer. Die letztgenannten neun haben ein älteres Aussehen, sie sind mit blaugrauen Flechten überzogen. Architekten und Archäologen sind geneigt, zu glauben, daß die Riesensteine älteren Datums sind, als die römischen Bestandteile des Gesamtbaues, vielleicht ein Werk aus phönizischer Zeit. Von den neun Steinen ist einer, der westlichste, abgeschrägt, an einem anderen, dem östlichsten, hat man die Abschrägung begonnen, aber nicht zu Ende geführt, die mittleren sind noch im Urzustande. Da ist also offenbar das Werk unterbrochen worden, ehe es seine endgiltige Form bekommen hatte; sollte das doch vielleicht auf einen Zusammenhang mit dem römischen Tempel deuten, der ja auch nie fertig geworden ist? Von Theodosius heißt es in der Chronik, er habe den „Trilithon"-Tempel zerstört, das heißt zu Deutsch den Tempel der drei Steine, da werden also auch die Riesensteine gewissermaßen zum Tempel selbst gerechnet; sollten sie mit dem Tempel zugleich aufgerichtet worden sein?

Doch wir haben die Frage nicht zu entscheiden, wer die kolossalen Stücke eingesetzt hat, wir stehen nur davor und fragen uns verwundert, mit welchen Mitteln man sie transportirt hat. Im Steinbruch ist keine Spur einer geebneten und gehärteten Bahn zu erkennen, die zur Fortschaffung hätte dienen können; doch muß eine solche wohl jedenfalls vorhanden gewesen sein. (Bei Athen sieht man noch heute die Wege, welche vom pentheliſchen Hügel in die Stadt führten, und an ihren Seitenwänden die Löcher, in welchen die Alten ihre Winden ansetzten, um die Marmorblöcke fortzuschaffen; hier ist nichts ähnliches zu finden.) Transport mit Stricken ist undenkbar; die nötigen

Zugkräfte hätte man schon finden können, aber nicht den Platz, um so viel Stricke am Stein zu befestigen, wie das Gewicht der Masse nötig machte. Es bleibt die Annahme, daß man mit Walzen und Keilen gearbeitet hat, und die wird wohl die richtige sein; denn Walzen und Keile lassen sich auch da unterlegen, wo Winden und Hebel den Dienst versagen, und mit ihnen kann man schließlich alles bewältigen, langsam zwar, aber unwiderstehlich. Jedenfalls ersieht man hier, daß wir Neueren uns unserer Leistungen im Maschinenfach nur mit Vorsicht rühmen dürfen; auch die Alten und Ältesten haben schon Dinge zustande gebracht, die unserer Technik schwierige Rätsel aufgeben.

Baalbeck hat übrigens nicht bloß das Interesse der Merkwürdigkeit, es ist auch schön, sogar sehr schön. Seine Ruinen sind weniger ausgedehnt als die von Palmyra, dafür wirken sie auf engerem Raume umso stärker. Schön ist der kleinere Tempel, an dessen Seite eine umgestürzte Säule malerisch sich anlehnt, gewaltig ist der Ring der starren alten Mauern, reizend manche Einzelheit der architektonischen Ausführung und Verzierung. Aber eins überragt sie alle, wie an physischer Höhe, so an ergreifender Wirkung, das ist die Reihe der sechs Säulen am großen Tempel. Schwer und mächtig sind ihre Schafte, aber so riesenhoch, daß sie dennoch schlank erscheinen, gekrönt von verwittertem Gebälk, goldbraun von dem edeln Rost, den die Jahrtausende auf den vornehmen Steinen der Antike absetzen. Die Abendsonne übergießt sie mit wunderbarem Rot, und der Nachtwind rauscht leise in den Kanten ihres Gebälkes wie im Walde. Sie ragen hinauf und hinein in die Gegenwart, wie ein verkörpertes „ich dien',“ denn sie tragen noch heute treu die Last, die ihnen vor langen

Jahrhunderten auferlegt wurde; aber der Geiſt, dem ſie dienten, iſt aus der Welt gewichen, darum ſtehen ſie fern trotz der greifbaren Nähe; ſie reden hoch in den Lüften mit Wind und Sonne, und wir Menſchlein ſitzen unten und lauſchen, aber ihre Sprache geht fremd und ſtolz über unſere Häupter hinweg.

19

Schluß: Rückweg nach Beirut.

4. Mai

Zu Nutz und Frommen aller derjenigen, die Luſt nach ſyriſchen Reiſen tragen, gehe ich ſchließlich ein wenig auf die materiellen Unbequemlichkeiten ein, denen man bei ſolchen Unternehmungen ausgeſetzt iſt. Gerade der letzte Tag meiner Fahrt legt mir das nahe, wie man weiter unten ſehen wird.

Den Weg von Jeruſalem nach Damaskus legte ich mit einer Stangenſchen Reiſegeſellſchaft zurück; das iſt, ſo weit meine Erfahrung reicht, für vereinzelte Touriſten (größere Geſellſchaften können ſich natürlich ſelbſtändig machen) die bequemſte Art des Reiſens, die hierzulande möglich iſt. Gute Pferde, angenehme Geſellſchaft und ein gewiſſer Luxus der Verpflegung, welcher eben nur für eine größere Anzahl von vereinigten Touriſten aufgeboten werden kann, trugen weſentlich dazu bei, den Marſch zu erleichtern. Dennoch war er in den erſten Tagen, bei ſchlechtem Wetter und auf ſcheußlichen Wegen, phyſiſch unangenehm und nicht ohne Gefahr: von zwei Damen,

die uns begleiteten, erlitt die eine sofort einen Bruch des Fußes; sie mußte nach Jerusalem zurückgeschickt werden, ihr Gatte, der sie auf dem Rückwege begleitete, fiel dabei und zog sich nun auch noch eine Schulterverstauchung zu. Die andere Dame stürzte mehrmals, kam aber glücklich ohne größere Verletzung davon. Bei den mitreitenden Herren kamen mehrere Stürze vor, die aber alle gut abliefen. Wer auf eigene Faust voranritt, der kam auch gelegentlich in die Lage, eine versumpfte Furt schwimmend passiren zu müssen; das Gros der Gesellschaft wurde durch die kundige Führung vor dergleichen Schwierigkeiten bewahrt. Die durchschnittliche Anstrengung beschränkt sich auf sechs bis acht Stunden täglichen Reitens, ist also für kräftige Personen leicht, für schwächliche schon etwas schwerer zu ertragen. Gutes Wasser war an allen Ruheplätzen zu haben, und die einzige gesundheitsgefährliche Potenz, mit der wir zu kämpfen hatten, war die Erkältungsgefahr bei Regenwetter. Der widersteht man indessen leicht, wenn man in kräftiger Bewegung ist und durch wasserdichte Koffer für trockene Wäsche sorgen kann.

Schwieriger schon sind die Wüstenreisen. Die brennende Sonne ist im Frühjahr nur lästig; die Haut des Gesichts springt, schält sich ab und schmerzt, der Nacken thut besonders weh, wenn man ihn nicht schützt, und der Hemdkragen wirkt dann auf ihn nach Art einer Kreissäge. Das aber ist, wie gesagt, nur lästig; wirklich unangenehm war die Wirkung des schlechten Wassers. Von vier Reisenden, die nach Palmyra gingen, blieb ich allein gesund; drei bekamen starke Diarrhöe, und einer von ihnen kehrte mit einer bedenklichen Dysenterie nach Damaskus zurück. Selbst

unſere ſoldatiſchen Begleiter, baumſtarke Kurden, wurden krank und mußten ihre Zuflucht zu meinem Opium und Chinin nehmen. Angegriffene Geſundheit erſchwert natürlich die langen Ritte — bis zwölf Stunden — ſehr; dazu kommt nun die allmähliche Wirkung der erſchreckend eintönigen Nahrung. Hämmel und Hühner ſind ganz treffliche Tierchen; wenn man aber ſechs Wochen lang buchſtäblich nichts anderes zu ſehen bekommt als Hämmel und Hühner, kalten Hammel und kalte Hühner zum Mittag, friſch geſchlachteten Hammel und warme Hühner zu Abend, dann weigert ſich der Magen ſchließlich, ſie noch als genießbar anzuerkennen. Und das iſt der Fall von dem Tage an, wo man in Jeruſalem zu Pferde ſteigt; im ganzen Lande kann der beſte Koch nichts anderes bereiten als das, was er findet, und er findet nichts als Hämmel und Hühner. Zuletzt bringt man den Stoff nicht mehr über die Lippen, und dann iſt man auf arabiſches Brot und eine beſchränkte Zahl von Konſerven angewieſen, ſchmale Küche für den, der eben mit den Wüſtenſtrapazen zu kämpfen hat.

Während man ſich im April hier gewöhnlich auf Hitze und Dürre gefaßt macht, bereitet das Wetter dem Reiſenden gelegentlich eine ſchneidige Überraſchung nach der anderen Seite hin. Ein ſolche bot uns der letzte Tag, und ich will ſie etwas eingehend erzählen, damit der Leſer eine richtige Vorſtellung davon bekomme.

Sie begann am Vorabend um neun Uhr. In Sahle, dem letzten Orte Cöleſyriens, der nördlich von der Damaskusſtraße liegt, kampirten wir, um am andern Morgen in neun Stunden über den Libanon nach Beirut zu reiten. Den Tag über hatte trockener, aber ſtarker Wind geherrſcht.

der ſich am Nachmittag legte, um leiſem Regen Platz zu machen. Als wir aber eben im Bett lagen — man geht früh zur Ruhe, wenn man regelmäßig um vier bis fünf Uhr morgens aufſteht —, ſetzte der Wind mit einem plötzlichen Stoß wieder ein und blies nun mit wachſender Stärke, bis er ſich zum Sturm ſteigerte. Der Regen praſſelte, die Zeltwände bogen ſich, um elf Uhr war der Lärm ſo toll, daß ich aufſtand und mich ankleidete, um mich dann angekleidet wieder ins Bett zu legen; es war jeden Augenblick zu erwarten, daß der Wind das Zelt umblaſen würde, und dann wäre es doch nicht angenehm geweſen, im Regen nach Strümpfen und Weſte ſuchen zu müſſen. Doch das leinene Haus blieb glücklich ſtehen, bis der Morgen herankam, und ich ſchlief mit der Ruhe eines Menſchen, der ſchon Schlimmeres erlebt hat.

4 Uhr morgens. Das Signal zum Aufbruch wird gegeben; wir fahren in die Höhe, etwas mißmutig, aber mit Faſſung, waſchen uns, ziehen die Stiefel an, hüllen uns in den Regenmantel und treten hinaus — brrr, Hundekälte. Die Bedienungsmannſchaft iſt ſo erfroren, daß ſie nicht vorwärts kommt. Abſalon, der Sohn des Dragomans David, iſt krank vor Kälte und kann ſich nicht rühren. Es wird 5 Uhr, ehe das Feuer brennt und der Kaffee zum Kochen kommt.

5½ Uhr. Kaffee mit Zähneklappern.

6 Uhr. Aufbruch. Drei Mann und das Frühſtück zu Pferde nach Beirut; hinter uns werden die Zelte abgebrochen und der Reſt der Karawane geht nach Damaskus. Vorwärts über eine kleine Höhe, dann der Chauſſee nach gen Weſten. Eine Pauſe im Regen iſt eingetreten, es läßt ſich auf kurze Zeit leidlich an.

7 Uhr. Ankunft am Fuße des Libanon. Gerade über dem Thalhang, an welchem wir hinaufreiten ſollen, hängt eine ſchwarze Wolke, hie und da mit weißlichen Hagelſtreifen. Sie füllt den ganzen Thalraum mit dunkler Dunſt- und Regenmaſſe. Kann gut werden.

7¼ Uhr. Wolke geht los, aber dermaßen, daß die Pferde gleich a tempo verſuchen, Kehrt zu machen, um ſich der Beſcherung zu entziehen. Hilft nichts, immer hinein! Der Regen klatſcht, der Hagel prickelt, der Sturm pfeift uns entgegen, daß man die Hand vor den Mund halten muß, um Atem zu ſchöpfen; von den Bergen nichts ſichtbar als die nahen graudunklen Wände, in hundert Schritt Entfernung verliert ſich alles in der unermeßlichen grauen Öde des Nebels.

8 Uhr, 9 Uhr, 10 Uhr — Regen und Hagel, Regen und Hagel: die Straße windet ſich, wie im Endloſen; hinter uns, vor uns wird ſie unſichtbar, ein oder zweimal zeichnet ſich ein hausartiges Viereck grau vom Wege ab, ein Dorf oder Khan, dann verſchwindet es wieder, und aufs neue nur Regen und Hagel, Hagel und Regen.

11 Uhr. Dito mit dito; nein doch, es kommt eine kleine Abwechslung hinein; ſtatt des Regens fällt jetzt, wo wir uns der Paßhöhe nähern, halbgeſchmolzenes Eis. Wir frieren ſchon lange, und das Waſſer läuft ſchon lange über den Sattel in die Stiefel, aber jetzt wird's ernſt; jetzt dringt die Kälte bis ins Mark.

12 Uhr. Eisregen, Nebel und Hagel, nebſt grauen Straßenwindungen. Meteorologiſch iſt das Wetter recht lehrreich: es zeigt uns, warum ſelbſt der Weſtwind in der Wüſte ſo trocken iſt; denn indem er über die Berge ſteigt,

kühlt er ſich ab und läßt ſeinen Waſſergehalt fallen; derſelbe fliegt uns ja eben ins Geſicht, ganz entſprechend der Hannſchen Föhntheorie. Schön, aber auch dieſer wiſſenſchaftliche Gedanke vermag nicht auf die Dauer warm zu halten. Der Sturm hat meinen Mantel aufgeriſſen; verſuche ihn zuzuknöpfen; geht nicht, die Finger ſind viel zu ſteif; ſchadet auch nichts, naſſer als ſie ſind, können meine Beinkleider doch nicht werden. Kameraden ſind längſt verloren, einer iſt vor, einer zurück, keiner im Nebel ſichtbar, muß jeder ſelbſt ſehen, wie er fertig wird.

½2½ Uhr. Wieder ein graues Viereck. Sind Menſchen darin. Werde abſteigen und ſehen, was los iſt. Richtig, des Profeſſors Pferd ſteht ſchon angebunden, hat denſelben Gedanken gehabt. Hat auch ſchon Feuer beſtellt — Landeseingeſeſſene bleiben im Hauſe und frieren gottergeben —, ein Junge kommt mit einem Kohlenbecken. Allmählich finden ſich auch die Nachzügler zu uns und wir verſuchen, uns zu vier Mann an einem zwei Hände großen Kohlenfeuerchen zu wärmen. Das ſtrengt die Phantaſie ſehr an. Selim, der Diener, kommt mit dem Frühſtück. Unſern täglichen Hammel gieb uns heute nicht, o Selim, laß lieber Kaffee kochen. Geſchieht, giebt wenigſtens eine Illuſion von Wärme.

½ Uhr. Iſt nicht mehr auszuhalten. Draußen ſieht es noch grauer, noch naſſer, noch kälter aus als vorher; dies Unterdachſitzen iſt ſchon relative Verweichlichung.

Alſo faſſe ich einen kurzen Entſchluß, gebe mein Pferd dem Diener und marſchire zu Fuß die Straße hinab. Das wirkt; nach einer Viertelſtunde verwandelt ſich die

lähmende Verfrorenheit in das Gefühl gesunder Reaktion gegen die Kälte, der Schritt wird munter, die Glieder warm, und nun mag es Eis regnen, so viel es dem Himmel beliebt, mich fichts nicht mehr an.

Noch etwa zwei Stunden dauerte das scheußliche Wetter; dann fingen die Wolken an, sich zu ballen; zuletzt hingen sie wie Vorhänge vor mir herab, unter denen grünes Land sichtbar wurde. Den letzten Vorhang durchschritt ich, und — da lag im matten Sonnenschein eines feuchtwarmen Tages die Küste vor mir, vorn grüne Ebene, dann ein vielgekrümmter weißer Streifen, der Schaum der Brandung, und dahinter das blaue Meer.

Bei 25 Grad Wärme zogen wir in Beirut ein, schauten auch einmal zurück; der Libanon war noch immer in einer dunkeln Wolkenmasse vergraben.

Moral: Wer hierzulande reisen will, der muß sicher sein, daß er alle Strapazen ertragen kann, die zwischen 5 Grad Kälte und 30 Grad Wärme enthalten sein können, schlechte Nahrung und schlechtes Wasser mit einbegriffen. Wer sich das nicht zutrauen darf, der thut besser, auf die großen Ritte zu verzichten. Dieselben eignen sich daher nur für kräftige Männer; Damen sollten ihnen unter allen Umständen entsagen. Schon der Umstand, daß sie höher und weniger frei auf dem Pferde sitzen als Männer, macht die Gefahr, auf den übermäßig holprigen Bergwegen gefährliche Stürze zu erleben, für sie erheblich größer als für uns.

Die interessantesten Punkte können von den Häfen aus leicht besucht werden, Baalbeck und Damaskus zu Wagen von Beirut, Jerusalem von Jaffa, ebenfalls zu Wagen, etwa noch Nazareth und Tiberias von Chaifa

aus zu Pferd, aber auf leidlichem Wege. Was dazwiſchen liegt, das iſt ſelbſt bei gutem Wetter der Gefahr und Mühe des Reitens nur für den wert, der das Reiſen in halbwilden Gegenden kennt und einige Anſtrengung oder Unannehmlichkeit gleichmütig in den Kauf zu nehmen weiß.

Inhalt.

		Seite
1.	Nach Beirut und Jaffa	1
2.	Jeruſalem	15
3.	Jeruſalem. Fortſetzung: Chriſtliche Denkmäler, Miſſionen und Verwandtes	32
4.	Jeruſalem. Fortſetzung: Der Haram	56
5.	Mar Saba — Bethlehem — Jericho	70
6.	Nablus	85
7.	Der Garizim	96
8.	Ueber Nazareth zum See von Tiberias	103
9.	Eine Geſchichte von zwei Heiligen	113
10.	Nach Damaskus	121
11.	Damaskus	131
12.	Arabiſche Sprachſtunde	151
13.	Ritt nach Palmyra	156
14.	Palmyra	165
15.	Araberleben	175
16.	Beduinenleben	187
17.	Von Palmyra nach Baalbeck	200
18.	Baalbeck	207
19.	Schluß: Rückweg nach Beirut	216

809100 DS106 B85
Budde, E.
Erfahrungen eines hadschi

809100 DS106 B85

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Druck von Carl Hermann in Leipzig.